Glückliche Jugend.

1810

G
333 1 1/10

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0001

6 kolor. Kupfer
28.4.1950

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0002

Die glückliche Jugend;

dargestellt

in Bildern und daher abgeleiteten

Erzählungen.

Ingleichen:

Nutzbarer Zeitvertreib

der müssigen Stunden,

für

Leselustige aus allen Ständen.

Erstes Heft.

---

nebst einem Kupfer.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0005

Ergänz. nach Kayser

Fc 2331 b 20

Universitäts-
Bibliothek
Halle

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0006

Vorbericht.

Billig sollten alle rechtschaffen denkende Aeltern es sich zur ersten und heiligsten Pflicht machen, für die Geistesbildung ihrer Kinder in Zeiten eben so eifrig zu sorgen, als sie sich die Verpflegung und den Wachsthum ihres Körpers nach aller Möglichkeit angelegen seyn lassen. Aber leider lehret die Erfahrung nicht selten das Gegentheil! —

Wie oft sieht man heranwachsende Kinder, Jünglinge und Mädchen, über deren schönen Wuchs und angenehme Gesichtsbildung sich jedermann höchlich erfreuet; aber hat man Gelegenheit ihre Geistesfähigkeiten näher zu prüfen, so erstaunet man eben so sehr über die vernachlässigte Erziehung solcher jungen Leute, die blos durch Verwahrlosung ihrer Aeltern als ein Gegenstand des Mitleids erscheinen.

In unsern Tagen ist die Geistesausbildung der Jugend aller Stände ein höchst dringendes Bedürfniß geworden, und es wäre daher um so mehr strafbar, wenn Aeltern an ihren Kindern so untreu handeln, und die Geisteskräfte, die der allweise Schöpfer ihnen zutheilte, nicht in Zeiten nach Möglichkeit zu entfalten und aufzuklären suchen wollten.

Die gegenwärtige Schrift, welche monathlich in einzelnen Heften und jedesmal

von einem illuminirten Kupfer begleitet, erscheinen wird, ist zwar eigentlich zu einer belehrenden Unterhaltung für die Jugend bestimmt, doch sollen, um dieselbe auch für Erwachsene nutzbar zu machen, jedem dieser Hefte einige dazu gewählte Sätze beigefügt, der Hauptinnhalt aber nach und nach in Fortsetzungen geliefert werden. Sehr würde ich mich freuen, wenn diese meine gutgemeinte Unternehmung den Beifall meiner Leser und deren geneigte Beförderung erhalten dürfte.

F. A. Riemer.

[Johann] A[ndreas]

† 21. 2. 1876

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0009

die Gefangene.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0010

Der Krieg.

„Es ist Krieg! Gott steh' uns bei! Die Feinde sind wirklich schon in unser Land eingebrochen, und rücken mit schnellen Schritten vor!"

So sprach Herr Seebald, ein wohlhabender Kaufmann zu Mühlthal, als er eben die Zeitung gelesen, und darinn die Nachricht gefunden hatte, daß der Krieg mit einem benachbarten Lande wirklich den Anfang genommen habe.

Neben ihm saß seine Gattinn, Josephe, und seine Kinder, eine Tochter, Hannchen, und ein Sohn, Friedrich.

Die Mutter fing an zu klagen, daß die Menschen noch so thöricht wären, Krieg zu führen, und sich einander zu morden. Der Vater beschrieb das Elend des Krieges und Hannchen fragte: ob denn Mühlthal von dem Feinde etwas zu befürchten habe?

Darauf antwortete der Vater: Im voraus läßt sich nichts Gewisses darüber sagen. Manche Kolonnen ziehen selbst in eroberten Ländern herum, ohne zu plündern und Gräuelthaten zu verüben, wenn man sich nur ruhig verhält, und ihnen gibt, was sie nöthig haben. Andere sind damit nicht zufrieden, fallen in Häuser ein, zerschlagen die Schränke, in welchen sie Geld vermuthen, trinken den Wein aus, den sie in den Kellern, schlachten das Vieh, das sie in den Ställen finden, reißen bisweilen den Menschen die Kleider vom Leibe, und zwingen sie, alles herzugeben, was sie besitzen. Zuweilen zünden sie Dörfer, Flecken und Städte an,

und tödten die, die ihre Wünsche nicht befriedigen wollen, oder sie nicht befriedigen können.

Es kommt dabey viel auf die kommandirenden Offiziere an. Sind dieß wackre, brave Männer, die bey dem gemeinen Manne in Ansehn stehen, so verhindern sie leicht alles Plündern und alle Gewaltthätigkeiten. Ein edler, ehrliebender Feldherr läßt die, die in einem eroberten Lande ohne Erlaubniß plündern, gewöhnlich vor ein Kriegsgericht bringen, und sie oft mit dem Tode bestrafen.

Vater, so ein Feldherr möcht' ich seyn! rief Friedrich, ein feuriger, muthvoller Knabe, dem — wie man zu sagen pflegt — das Herz auf dem rechten Flecke saß.

Jetzt geh mir mit deinem Feldherrn! sprach Hannchen, die ein sehr sanftes, gutes Gemüth besaß. Ich möchte, man hätte weder Feldherrn noch Soldaten. Dann hätten wir immer Frieden.

Meinst du? sprach Friedrich. Dann ging' es erst recht bunt und toll zu! Dann würde ein Land das andere, ein Fürst den andern necken; denn niemand wäre da, diese Neckereyen zu bestrafen. Nein, Soldaten müssen seyn, und sind diese, so muß es auch Feldherrn geben. Und ein Feldherr, ein geschickter, tapfrer Feldherr möcht' ich einmahl werden!

Ein Korporal kannst du wohl noch einmahl werden! versetzte die Schwester lächelnd.

O wär' ich nur groß! rief Friedrich aus, wär' ich nur groß! Ich zöge schon jetzt mit in den Krieg. Denn das ist doch ein gerechter Krieg; nicht wahr, Vater?

Das ist er, mein Sohn! antwortete Herr Seebald. Unser gute König hatte lange genug nachgegeben, um seinem Volke den Frieden zu erhalten; aber der Feind wurde immer übermüthiger, drohte, höhnte und erlaubte sich vieles, was unser König nicht zugeben konnte. Daher der gegenwärtige Krieg.

Dann wünschte ich, rief der feurige Friedrich aus, daß unsre Soldaten sich tapfer hielten, und den Feind bis aufs Haupt schlügen. Hannchen dann sängen wir Siegeslieder!

Doch Friedrichs Wunsch ging nicht in Erfüllung. Der schlaue und erfahrene Feind drang immer weiter vorwärts. In der Gegend um Mühlthal standen die zwey Armeen einander gegenüber, jeden Augenblick bereit, mit einander zu kämpfen.

In Mühlthal selbst gerieth alles in die größte Verwirrung. Jeder suchte seine Habseligkeiten zu retten. Alles war voll Besorgniß und Angst. Handel und Wandel stockten, und die Lebensmittel wurden so rar, daß sie kaum

für schweres Geld zu erhalten waren. Am meisten litten die Kaufleute, und besonders Herr Seebald.

Endlich kam es zu einer großen Schlacht. Eines Morgens hörte man in Mühlthal eine heftige Kanonade. Es war, wie wenn ein fürchterliches Donnerwetter in der Nähe wüthete. Nach wenigen Stunden kamen flüchtige und blessirte Soldaten nach Mühlthal. Zu Mittag mußte ein Theil der königlichen Armee retteriren. Es war ein grauliches Spektakel. Alles lief durch einander; die meisten Soldaten hatten keine Gewehre mehr; Reiterey und Fußvolk drängte sich durcheinander; man marschirte nicht, man floh; viele bluteten; die meisten waren mit Blut bespritzt; manche hatten keinen Hut; andere zerschossene Kleider. Der Anblick der unordentlich Fliehenden hatte viel Schreckliches.

Bald kamen die Feinde nach. Sie verfolgten die königliche Armee. Ihre Wuth schien groß; manche von ihnen schossen in die Luft, manche in Fenster und Häuser.

Nachmittags wurde die Schlacht erneuert. Der Feind bekam Succurs; das Gemetzel war groß und mörderisch; zwey Mahl wurden die Feinde zum Weichen gebracht; bey dem dritten Angriffe gelang es ihnen aber, die königliche Armee in die Flucht zu schlagen.

Ein Theil von ihnen drang vor Abends in Mühlthal ein. Die Sieger waren voll übermüthiger Freude, schrieen und schossen. Die Einwohner von Mühlthal dagegen befanden sich in einem traurigen Zustande. Schrecken hatte aller Herzen ergriffen. Viele schlossen ihre Hausthüren zu, und schadeten sich dadurch sehr. Denn die Feinde wurden darüber aufgebracht, schossen in die Fenster, und warfen die Thüren ein. Was sie dann in solchen Häusern fanden, nahmen sie mit Gewalt, und niemand, der nicht erschossen oder niedergestochen werden wollte, wagte es, sich ihnen zu widersetzen, oder auch nur ein Wort dagegen zu sagen. An mehreren Orten kam Feuer heraus, wodurch die allgemeine Verwirrung noch mehr vergrößert wurde.

In Herrn Seebalds Hause gerieth alles in die größte Unordnung. Frau und Tochter schwebten in beständiger Angst, und Friedrich wäre beynahe erschossen worden. Er stand in dem Vorhause, als ein junger Cavalier, dem ein Paar Feinde nachsetzten, um sich zu retten, herein gelaufen kam. Einer von den feindlichen Soldaten feuerte auf ihn, fehlte ihn aber. Die Kugel pfiff bey seinen Kopfe vorbey, und streifte an Friedrichs Hut. Von nun an durfte er nicht mehr ins Vorhaus.

Ein Glück war es, daß Herr Seebald zwey

angesehene Offiziere ins Quartier bekam. Durch sie wurde er mit den Seinigen vor Plünderung und andern Gewaltthätigkeiten geschützt. Aber da diese Offiziere ziemlich viele Leute mitbrachten, und gut zu essen und zu trinken gewohnt waren, so hatte Herr Seebald außerordentliche Ausgaben. Auch wurde Mühlthal von den Feinden gebrandschatzt. Es mußte eine große Summe bezahlen. Was auf Herrn Seebald zu zahlen kam, war beträchtlich.

Nach einiger Zeit zogen die Feinde fort, immer vorwärts. Mühlthal genoß nunmehr Ruhe. Aber es fehlte an den nothwendigsten Lebensmitteln. An Fleisch war nicht zu denken. Ein Pfund Brod kostete einen Thaler, und eine Kartoffel ward mit einigen Groschen bezahlt. Die Armen erhungerten beynahe.

Herr Seebald verband sich mit mehreren Kaufleuten, um der Armuth beyzustehen. Sie ließen Suppen für sie kochen, und Brod unter sie vertheilen; dadurch wurde verhindert, daß nicht mancher Arme vor Hunger umkam.

Nicht weit von Mühlthal war das Schlachtfeld gewesen. Es war mit Todten bedeckt. Alle Landleute mußten aufgebothen werden, sie zu begraben, und doch hatte man damit mehrere Tage zu thun.

Die Witterung war milde und feucht. Der Gestank von den Todten verpestete die Luft, und es entstanden ansteckende Krankheiten. Sie rafften außerordentlich viele Menschen hin.

Unbeschreiblich groß war unter solchen Umständen das Elend im ganzen Lande. Der König, der bey der Vertheidigung einer gerechten Sache so unglücklich war, sah sich endlich in die Nothwendigkeit gesetzt, den Frieden zu verlangen. Er mußte ihn theuer erkaufen. Denn der Feind ließ sich von ihm nicht nur viele Millionen Thaler zahlen, sondern nahm ihm auch drey große, schöne Provinzen weg.

So endigte dieser unglückliche Krieg. Jedermann freute sich über den Frieden. Es gab einfältige Leute, welche behaupteten: der König hätte den Krieg nicht anfangen sollen, denn nun sähe man, wohin dieser Krieg geführt habe. Die Vernünftigen aber dachten ganz anders und sprachen: der Krieg ist zwar unglücklich abgelaufen; aber deßhalb war er doch gerecht. Der König durfte nicht länger sich und sein Volk von dem Feinde necken und beleidigen lassen.

Herr Seebald hatte viel gelitten. Vier Pferde waren ihm von dem Feinde genommen, und zwey Weingärten ganz zerstört worden. Darüber grämte sich besonders seine Frau und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0014

Hannchen, die Tochter.

Aber Herr Seebald beruhigte sich. Als er in einer ruhigen Stunde seine Familie um sich versammelt sah, sprach er zu den Seinigen:

Uns hat viel Unglück getroffen, meine Lieben! Aber laßt uns nicht verzagen! Unser Kummer wäre vergeblich! Laßt uns auch das Unglück mit Muth und frommer Ergebung in Gottes Willen tragen. Wir haben viel verlohren; aber es ist uns auch noch viel geblieben. Wir dürfen nicht hungern, nicht dursten, nicht darben; wir haben Kleider, Betten, Wohnung, und alles, was wir zum Leben bedürfen; wir sind gesund, lieben uns untereinander, und da oben wohnt ein guter Gott, der uns nicht verlassen wird, wenn wir nur auf ihn vertrauen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die gute Zeit.

(Auszug eines Briefes d. d. Paris den 28. Oktober 1809.)

Vor einigen Tagen ging ich mit der Aurerrer Kutsche von hier ab, um die vielbeliebten Grotten von Arcy in Augenschein zu nehmen. Es waren unserer zehn im Wagen, alle männlichen Geschlechts, aber aus sehr verschiedenen Ständen. Wie gewöhnlich herrschte anfangs eine allgemeine Stille, weil kein Passagier den andern kannte. Nach einigen hingeworfenen Aeußerungen über das anhaltende Regenwetter, fing das Gespräch an allgemeiner zu werden; wir machten allmählig Bekanntschaft mit einander, woraus sich denn ergab, daß ich die Ehre hatte, mit einem Kriegsmanne, einem Landbesitzer, einem Arzte, einem Todtengräber, einem Zeitungsschreiber, einem Holzhändler, einem Prokuratur und einem Juden in Gesellschaft zu reisen. Der Kriegsheld nahm das Wort zuerst:

"Ist das nicht ein Wetter! Man sollte keinen Hund aus dem Hause jagen! — Aber freilich, wir leben nun einmal nicht in der besten Welt, und die gute Zeit scheint uns auch nicht aufbehalten zu seyn!"

„Man muß — unterbrach ich ihn — sich niemals ohne Ursache beschweren. Der Regen ist freilich den Reisenden nichts weniger als willkommen, aber er ist sehr gut für den letzten Wachsthum der Trauben, und dies kann den Herren Soldaten, Burgundern und Borde-

ayern nicht gleichgültig seyn. Der Friede ist so gut als geschlossen, es wird also den Weinen nicht an Absatz fehlen."

Der Kriegsmann. "Ich für meinen Theil wollte, ich wüßte nicht was, darum geben, daß der Friede nicht geschlossen wäre. Durch den Krieg hofte ich meinen Weg zu machen; oder denken Sie, daß ich Lust habe, mit diesem kahlen Aufschlage Zeitlebens zu gehen? Ich habe, ohne Ruhm zu melden, etwas gelernt, habe schon mehr als einmal im Feuer gestanden, und würde, unter uns gesagt, nicht böse darüber werden, wenn ich auf Kosten der Oestreicher meinen Schlag hätte machen können. Aber mir ist nun einmal kein Glück beschieden! Ist der Friede wirklich abgeschlossen, so bin ich ein geschlagener Mann und kann noch lange Sergeant bleiben. Ach, mein lieber Herr, die gute Zeit ist vorbei!"

Der Landbesitzer. "Freilich sollte man, um Ihres Arancements willen, billig in ganz Europa keinen Stein auf dem andern lassen. Nun, wenn Sie nicht zufrieden sind — ich spinne wahrhaftig auch keine Seide! Wissen Sie wohl, daß das Korn rasend abschlägt, daß das Brod fast umsonst zu haben ist? Ich hatte auf Theurung gerechnet, alle mein Getreide liegt noch auf dem Boden, und wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall die Preise wieder in die Höhe treibt, so komme ich grade zwischen zwei Stühle zu sitzen. Kurz, hienieden ist kein wahres Glück zu finden, und es ist leider nur allzuwahr: die gute Zeit ist vorbei."

Der Holzhändler. "Der Meinung trete ich von ganzen Herzen bei. Seit einiger Zeit scheint sich alles zu unsern Ruin zu vereinigen. Ich ziehe die Kalender zu Rathe; ich durchblätter Herrn Lamarks Jahrbuch, ich frage und forsche, ob nicht irgend jemand einen strengen Winter prophezeiht: alles umsonst. Uiberall ist nur von Regen, Nebel und Südwinde die Rede, die meinen Kohl nicht fett machen werden. Vor einigen Jahren gab es noch tüchtige Winter; das Thermometer stand auf 18 Grad: aber die gute Zeit ist vorbei, und uns nichts als Mühseligkeit und Elend aufbehalten!"

Der Prokuratur. "Die drücken jetzt leider den einen Stand wie den andern. Mit dem Prokuratorwesen ist es ganz dasselbe, seitdem die neugebackenen Vergleichscomtoir und Friedensrichter tausenderley Hader und Streit in der Stille beilegen. Die Beschränkung der Gewalt der Tribunale, das heillose neue Gesetzbuch und die Wachsamkeit, womit man

über dessen Buchstaben hält, bringen uns vollends an den Bettelstab. Ach! die Zeit ist dahin, wo man, mit ein wenig Fleiß, Gewandheit und Schikane, sich im vierzigsten Jahre mit vierzig Tausend Livres Renten zurückziehn konnte. Für den Prokurator ist, die gute Zeit vorbey!"

Der Zeitungsschreiber. „Glauben Sie nicht, meine Herrn, daß wir Journalisten glücklicher sind, als Sie. Als ich die Zeitung unternahm, die ich jetzt herausgebe, gab es überall Krieg, und es schien, als ob er noch lange dauern würde. Damals wurden Schlachten gewonnen und Schlachten verloren, Städte belagert und erobert, Dörfer geplündert und verbrannt ꝛc. ꝛc. in Frankreich ging alles drunter und drüber: man machte Dekrete zu tausenden, eines noch seltsamer als das andere; überall redete man nur von Insurrektion; es gab keine Provinz, keine Stadt, die nicht ihr Erdbeban hatte, kein Strom, ja keinem Bach, der nicht Uiberschwemmungen anrichtete: die Partheien kämpften mit einander, wie die Elemente, heute siegte der Berg, morgen die Ebene. Das Alles hat jetzt aufgehört, die Zeit, wo man mit den Zeitungen sein Glück machen konnte, ist verschwunden, und einer meiner Collegen sagte neulich nicht mit Unrecht, man suche ihn auszuhungern, er häte Pharaos magere Kühe und werde nächstens mit ihnen auf dem dürren Erdreiche verschmachten. Ach meine Herren, die gute Zeit ist vorbey!"

Der Arzt. "Das hab ich schon lange gesagt. Die Medicin liegt offenbar in den letzten Zügen. Seitdem das Aderlassen abgeschaft worden ist, ist gar nichts mehr zu machen. Jeder will selbst für seine Gesundheit sorgen, Vapeurs und Nervenzufälle kommen nur noch selten vor, und ich kenne fast kein Frauenzimmer mehr, das um Theilnahme zu erregen, auch nur zweimal wöchentlich unpäßlich werden möcht. Wenn der Unfug so fort dauert, so bin ich ein ruinirter Mann. Ich hofte, die neuliche schnelle Abwechselung von Hitze und Kälte würde viele Krankheiten nach sich ziehen, und ich hatte deswegen schon mit dem Apotheker Verabredung getroffen; aber es geht jetzt, der gesunden Vernunft zum Trotze, alles den Krebsgang; die Fieber sind ausgeblieben, die Katarrhe haben nur ein paar Tage gedauert; übrigens keine Ruhr, keine Pleuresie, kein Schlagfluß, kein Rheumatismus, keine Bräune, keine Lungenentzündung! Dazu rechne man noch die große Menge Menschen, die sich täglich unter einan-

der die Hälse brechen; blos wie es scheint, um den Aerzten das Vergnügen zu rauben, ihnen an ihrem Ende beizustehn. Auch wir Aerzte können demnach mit Recht sagen: Die gute Zeit ist vorbey."

Der Todtengräber. "Bey mir regnet es wahrlich auch keine harten Thaler. Ich habe die Thorheit begangen, das Begräbnißwesen meines Kirchspiels zu pachten. Das Jahr ist bald herum, die Pacht muß bezahlt seyn, und niemand stirbt. Ihr Vortheil, lieber Herr Doktor, ist auch der Meinige, und wenn Sie verlieren, so kann ich wahrlich nicht gewinnen. Man hatte mir versichert, ich könnte wenigstens auf 10 Leichen wöchentlich Rechnung machen. Aber wieviel glauben Sie wohl, mein Herr Doktor, daß ich jetzt nach Verlauf neun voller Monate habe beerdigen lassen? — — Noch nicht einmal 150! — — Wenn das so bis ans Ende des Jahres fortgeht, so kann ich nur sehn, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat! —

Der Jude. "Ey jo! Alleweil' muß mer, halt' ich, mit 'nem kleinem Profitchen verlieb nehmen. Geschamt hätt' ich mir, in mein' Alder hinein hätt' ich mir geschamt, vor Jahr und Tag so ä Händelchen zu machen, wornach ich mir allweil' die Beine schier Ablaufe. 's ist halt aus mit unsre Leut'; Aber woher kummts? Alles schachert, Alles macht sich zum Jüd'cher. Und in Paris — so viel, Häuser, soviel Leihbanken! Eins ruinirt halt das andre. — Vor vier oder fünf Jahren ging's doch noch so passabel. Allweil' nimmt Eins dem Andern das Brod vorm Munde weg. Undank ist der Welt Lohn! Die jungen Herrchen — wer hat sie oft 'rausgerissen? Der Jüd'cher! Doch daran denken s' halt nimmer; adresiren sich allweil an den ersten besten: halten unsre Leut nur für Schofel. Wenn es so in der Welt hergeht, worauf soll man noch zählen? jo, jo, wir sind halt zu spät kummen, wir: Die gute Zeit ist vorbey!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0019

Das entdeckte Geheimnis.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0020

Fortsetzung.

Aber ärmer, viel ärmer sind wir geworden, bemerkte Frau Seebald, in deren Augen Thränen standen.

Klage nicht, meine gute Frau, versetzte Herr Seebald; es fehlt uns noch an nichts; und was wir verloren haben, können wir schon wieder ersetzen. Wir werden fleißig seyn, und uns in unsern bisherigen Ausgaben etwas einschränken; dadurch wird es uns gelingen, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Es sind bisjetzt vier Schüsseln auf unsern Tisch gekommen, wir wollen uns in Zukunft mit dreyen begnügen; bisher hatten wir drey Dienstbothen, in Zukunft halten wir deren nur zwey; mein Reitpferd kann ich entbehren, denn meine Füße sind noch in gutem Zustande; sonst gaben wir des Jahrs vier bis sechs Mahl große Gesellschaft; weiterhin thun wir dieß blos zwey Mahl, und so wollen wir in allem das überflüssige vermeiden. Ich hoffe, wir sollen uns nicht übel dabey befinden.

Diese Worte trösteten die gute Frau Seebald. Sie beruhigte sich. Man fing an, einfacher zu leben, und der Kriegsschaden war bald verschmerzt. Indeß dauerte im Lande das Elend noch lange fort, das dieser unglückliche Krieg verursacht hatte.

Nun wirst du doch nicht mehr den Krieg in Schutz nehmen? sprach Hannchen zu dem Bruder Friedrich. Du hast nun selbst gesehen, welch' eine abscheuliche Sache er ist! Gewiß wird es dir nie wieder einfallen, Soldat zu werden.

Wie du doch redest! versetzte Friedrich. Gerade dann, wenn ein Land besiegt worden ist, müssen sich neue Krieger sammeln; dann hat es noch mehr brave Soldaten und geschickte Feldherren nöthig, um über kurz oder lang dem Vaterlande wieder Ehre zu erkämpfen!

Mit dir ist nichts anzufangen, sprach Hannchen; du bleibst der alte Trotz- und Tollkopf!

Warte nur, rief Fritz, in zehn, zwölf Jahren sollst du von mir in den Zeitungen lesen!

Friedrich Seebald.

(Beschluß.)

Niemand vergißt erlittene Unfälle so leicht, als die muntere Jugend. Wenn wir als Kinder

auch manches Unangenehme erfahren, so ist es doch bald wieder vergessen, und wir sind wieder zufrieden und froh. Daher ist auch niemand glücklicher als die Jugend.

So ging es auch in Herrn Seebalds Hause. Hannchen und besonders Friedrich vergassen bald die Schreckniße des Krieges, und waren munter und lustig wie vor demselben.

Friedrich gewann indeß seit dieser Zeit den Soldatenstand noch lieber. Eines Tages versammelte er alle seine Freunde und Kameraden in dem Garten, der an das Haus des Vaters stieß, und hielt eine kurze Anrede an sie. „Kameraden, sprach er, das Land, in welchem wir gebohren sind und unsern Unterhalt finden, ist unser Vaterland. Das Vaterland müssen wir lieben wie uns selbst, und ist es in Gefahr, so müssen wir herbeyeilen, und es retten. Es leben die Soldaten, die für ihren König und ihr Vaterland ihr Blut gerne vergießen!"

Es leben die Soldaten! riefen alle Knaben jubelnd aus.

„Kameraden, fuhr Friedrich fort, wenn wir einst groß sind, wollen wir gerne das Vaterland vertheidigen, und wenn dabey auch unser Blut fließt!"

Alle. Das wollen wir! das wollen wir! es lebe der König! es lebe das Vaterland!

Jetzt erklärte Fritz den Anwesenden, daß er ein Regiment errichten wolle, und daß er hoffe, sie würden sich alle mit ihm verbinden.

Ein freudiges Ja und ein tumultuarisches Händegeklatsch war die Antwort darauf.

Es wurde nun alles haarklein verabredet, wie man die Sache einrichten wolle. Jeder sollte sich eine hölzerne Flinte und einen hölzernen Säbel verschaffen, eine Patrontasche und ein Kasket oder einen Helm machen, und am bestimmten Tage auf dem Exercierplatze einfinden.

Frohlockend ging das junge, muntre Volk auseinander. Selbst diejenigen, die von Natur etwas schüchtern waren, bezeigten viel Muth.

Von nun an arbeiteten diese frohen Knaben alle Tage an ihren Flinten, Säbeln, Patronentaschen, Hüten und dergleichen Dingen mehr. Welch' eine Freude für alle, als sie sich auf dem Exercierplatze versammelt und den herzhaften Friedrich in seinem blauen Jäckchen und einem buschigen Helm auf dem Kopfe herbeyeilen sahen. Nun ging das Leben an. Friedrich ordnete alles; man machte Gesetze, und beschloß, diejenigen zu bestrafen, welche diese Gesetze nicht befolgen würden.

Alles ging gut von statten. Die jungen Soldaten wurden von einem alten Invaliden, dem sie dafür einige Gefälligkeiten erwiesen, im Gebrauche der Waffen geübt, und exercirten bald recht brav.

Friedrich stand bey den übrigen, die er alle an Geschicklichkeit und Muth übertraf, in großen Ehren. Heinrich, der Sohn des Nachbars, bath ihn sehr, daß er ihn zu seinem Adjutanten annehmen möchte. Friedrich weigerte sich Anfangs. Denn Heinrich war zwar noch etwas größer als Fritz, dabey ein lieber, guter Knabe; aber er war Fritzen zu sanft, zu weiblich, nicht herzhaft und feurig genug. Sein weiches Herz gerieth zu leicht in Bewegung, und er fing gewöhnlich an zu zagen, wo Muth und Geistesgegenwart nöthig war. Das liebte der trotzige Friedrich nicht.

Da indeß Heinrich mit seinen Bitten nicht aufhörte, so ließ sich Friedrich endlich bewegen, ihn zu seinem Adjutanten anzunehmen. Nun war Heinrich immer um ihn, und Fritz nannte ihn gewöhnlich nie anders als seinen Treuen.

Während die Knaben sich nur mit Waffen abgaben, und ihre Erhohlungsstunden lustigen Soldatenspielen widmeten, beschäftigten sich Hannchen, Friedrichs Schwester, und ihre Freundinnen auf eine ganz andere Weise. Sie kamen in den Freystunden oft zusammen, erzählten einander, lasen sich angenehme Geschichten vor, unterhielten sich mit sanfteren Spielen, pflegten mit aller Sorgfalt ihre Blumen, und sahen nur bisweilen von fern den Manövres der lustigen, lauten Knaben zu. Oft nahmen diese, wenn etwas zu nähen und zu binden war, ihre Zuflucht zu ihnen. Da dieß aber zu häufig geschah, so wurden sie dessen am Ende überdrüßig, und wollten mit den Herren Soldaten durchaus nichts weiter zu schaffen haben.

Die einzige Marie machte eine Ausnahme. Sie war ein liebes, freundliches Mädchen, voll Sanftmuth und Gutherzigkeit. Diese konnte es nicht über sich gewinnen, andern Menschen etwas abzuschlagen, und wenn einer von den jungen Soldaten sich an sie wandte, so fand er gewiß Hülfe.

Nachdem das junge Kriegsheer sich lange genug in den Waffen geübt hatte, trug Friedrich darauf an, daß man nun einmahl sich auch im Kämpfen versuche, und einen Krieg veranstalte.

Alle waren damit wohl zufrieden; alle riefen laut: Es sey Krieg! Krieg! Krieg!

Der Krieg ward feyerlich beschlossen, und

mehrere Tage hindurch wurden große Kriegszurüstungen gemacht. Die Mädchen lud man ein, bey dem Kampfe zugegen zu seyn, und die Sieger mit Blumen zu bekränzen. Dafür dankten aber die Mädchen, und wollten durchaus die Einladung nicht annehmen, worüber das Knabenheer fast ein klein Bischen wild wurde.

Der Tag, an welchem der große Krieg unter den kleinen Soldaten ausbrechen sollte, war da. Die Mädchen beschlossen, von fern aus dem Garten zuzusehen. Die sanfte, stille Marie allein wollte nicht dabey seyn, und nur mit Mühe beredete man sie, mit zu kommen.

Auf einer Wiese, nicht sehr weit vom Garten, versammelten sich die zwey feindlichen Heere. Friedrich commandirte das schwächste. Dessen ungeachtet war er voll frechen Muths, und hoffte, den Sieg davon zu tragen.

Die Trommel ward gerührt; der Trompeter stieß in die Trompete; die Schlacht began. Muthig stießen die zwey Heere auf einander. Es entstand eine tüchtige Balgerey. Lange schlug man sich tapfer herum. Friedrichs Soldaten fingen an zu weichen. Er wurde böse darüber. Haltet gleich, rief er ihnen zu, oder ich haue euch nieder! Die fliehenden standen still. Friedrich stellte sich an ihre Spitze. Haut ein! rief er, und mit der größten Tapferkeit griffen sie die andere Parthey an, die schon zu jubeln anfing, daß sie den Sieg davon tragen werde.

Das Blättchen wendete sich plötzlich. Friedrichs Heer kämpfte so wacker, daß die Feinde, trotz dem hartnäckigsten Widerstande, den sie leisteten, am Ende die Flucht ergreifen mußten.

Man verfolgte die Fliehenden. Ein Paar von diesen brachen in den Garten ein, wo sich die Mädchen befanden. Friedrich und sein Adjutant Heinrich eilten ihnen nach. Aber die Mädchen verriegelten schnell die Gartenthüre, so, daß die Fliehenden glücklich davon kamen.

Friedrich und sein Adjutant stiegen über den Gartenzaun. Die Mädchen flohen zu einer Hinterthüre davon. Blos Marie verspätete sich etwas. Friedrich erhaschte sie, und erklärte, daß sie seine Gefangene sey, und ihm folgen müsse.

Marie bath, sie in Ruhe zu lassen; aber es half nichts. Heinrich, dessen Flinte ihr etwas Angst machte, faßte sie bei der einen, Friedrich mit gezogenem Säbel bei der andern Hand. Sie sträubte sich lange; der Kamm fiel von ihrem Kopfe, und ihr schönes, langes Haar wallte über den Rücken hinunter.

Marie wurde von Friedrich mit Gewalt aus dem Garten gezogen; der weichherzige Heinrich hätte sie lieber losgelassen, aber er durfte es nicht wagen. Theilnehmend an ihrem Schicksale, half er sie mit fortführen.

Friedrich, so treibe es doch nicht so arg mit mir! sprach Marie in einem bittenden, sanften Ton. Du wirst mich doch nicht fortschleppen wollen! Ich bitte dich! wo willst du denn mit mir hin?

Dorthin! dorthin! rief Friedrich, und zeigte mit dem Säbel nach dem Schlachtfelde. Nur fort! fort! hier gilts: kein Bruder im Spiel!

Die gute, freundliche Marie konnte sich nicht helfen, und mußte mit folgen. Unterdessen hatte man mehrere Gefangene eingebracht. Die Trommel wurde gerührt; auch ward in die Trompete gestoßen. Auf dieses Zeichen versammelten sich alle Soldaten Friedrichs auf dem Schlachtfelde.

Kameraden! sprach der Feldherr, wir halten jetzt Kriegsgericht. Hier ist eine Feindinn. Marie heißt sie. Sie ist eine von denen, die zwey fliehenden Feinden bei der Flucht behülflich gewesen sind, und mir und meinem Adjutanten die Gartenthüre vor der Nase zugeworfen haben. Urtheilt, ob sie der Strafe schuldig sey.

Jetzt mußte jeder Soldat seine Meinung sagen. Die gute Marie wurde für schuldig erklärt, und beschlossen, daß man nun im Triumphe nach Hause ziehen wolle, und daß Marie als Gefangene mitziehen müsse.

Die gute Marie gerieth darüber in keine kleine Angst. Sie bath, man möchte sie los lassen; vergebens! Wahrscheinlich hätte sie wirklich mitziehen müssen, wenn nicht Herr Seebald auf der Wiese erschienen wäre, und der Sache eine andere Wendung gegeben hätte.

Als Herr Seebald erfuhr, was Marien begegnet war, nahm er eine ernste Miene an. Ey, ey, sagte er, ich hätte den Soldaten und ihrem Feldherrn mehr Edelmuth zugetraut. Als einst die Soldaten Alexanders, des Großen, die Frau des Königes, mit dem er Krieg führte, gefangen hatten, und vor ihn brachten, schickte Alexander die gefangene Königinn ihrem Gemahle wieder, und sagte: ich führe nicht mit Weibern Krieg!

Diese Worte waren für Friedrich genug. Nun denn, sagte er ziemlich stolz, so ziehe denn Marie heim zu den Ihrigen! — Ich führe nicht mit Weibern Krieg!

Das war recht! sagte Herr Seebald, so handelt der wackre, brave Soldat, der sich nie

zum Räuber erniedrigt.

Und so hatte denn Friedrich die erste Schlacht gewonnen. Diese militärische Uibungen dauerten fort, und Friedrich kam noch oft als Sieger vom Schlachtfelde.

Herr Seebald hatte noch einen älteren Sohn, der sich schon einige Jahre lang in Hamburg befand, um sich im kaufmännischen Fache auszubilden. Als ein wohlgebildeter, geschickter Jüngling kehrte er ins väterliche Haus zurück, und verursachte große Freude. Friedrich rief ihm zu: Bruder, einst mußt du die guten Aeltern zu Hause unterstützen; ich werde es nicht können; denn bin ich alt genug, so werde ich Soldat!

Solche Reden hielt man immer für jugendlichen Spaß. Aber es zeigte sich späterhin, daß Friedrich einzig und allein zum Soldatenstande Lust bewies. Die Mutter jammerte darüber; der Vater wußte sie aber zu trösten. Das Vaterland, sprach er, bedarf zu seiner Vertheidigung guter, wackrer Männer. Friedrich werde immerhin Soldat, und mache sich um König und Vaterland wohlverdient! —

Vom Cadette an fing Friedrich an zu dienen. Er zeichnete sich in allem sehr aus, und stieg von Stufe zu Stufe. Er war Obrister als ein Krieg ausbrach.

Ehe Friedrich ins Feld zog, machte er noch einen Besuch bey seinen Aeltern, die, als er abging, einen so rührenden Abschied von ihm nahmen, wie wenn sie sich auf ewig von ihm getrennt hätten.

Der Krieg war sehr blutig. Die Feinde drangen wieder vor. Es kam zu einer Hauptschlacht. Die königlichen Truppen fochten mit Löwenmuth. Aber der Feind war ihnen an Macht weit überlegen. Sie fingen an, in Unordnung zu gerathen. Zum Glück kam Friedrich mit einem ansehnlichen Corps noch zur rechten Zeit herbey. Er führte es muthvoll mitten in die Schlacht. Eine Kanonenkugel riß ihm das Pferd unter dem Leibe nieder. Er bestieg ein anderes. Kaum saß er darauf, als eine Musketenkugel dem Thiere den Kopf zerschmetterte. Das dritte blieb unverletzt. Friedrich selbst bekam eine Streifwunde am linken Schenkel. Er achtete ihrer nicht, und commandirte mit Unerschrockenheit und Klugheit fort. Der Feind wurde geworfen. In großer Unordnung ergriff er die Flucht. Der Sieg war auf der Seite der königlichen Truppen. Der Feind erlitt eine schreckliche Niederlage, und konnte des Laufens gar kein Ende finden.

Alle Zeitungen waren voll von diesem glorreichen Siege, und überall hieß es: die königliche Armee hat diesen Sieg fast allein dem Obristen Friedrich Seebald zu verdanken. Als dieß seine Schwester Hannchen, die glücklich verheirathet war, in den Zeitungen laß, weinte sie Freudenthränen, und erinnerte sich an die Worte, die der Bruder einst zu ihr gesprochen hatte: „warte nur, in zehn, zwölf Jahren sollst du von mir in den Zeitungen lesen!"

Der König ließ den Obristen Seebald vor sich kommen, lobte seine Tapferkeit, Geschicklichkeit und Klugheit, und erhob ihn zum General. Das ganze Land freute sich darüber; denn allgemein wußte man, wie viel Friedrich Seebald zu den glänzenden Siege beygetragen habe.

Der Feind floh über die Grenzen. General Seebald verfolgte ihn mit einem großen Corps, das unter seinen Befehlen stand, und rückte in Feindes Land ein.

Die Grenzstadt wurde ohne Mühe eingenommen. Die erhitzten Soldaten wünschten zu plündern, und verlangten die Erlaubniß dazu. General Seebald erklärte ihnen aber, das Plündern entehre den Soldaten, und er wolle es auf keinen Fall gestatten, sondern diejenigen, die sich irgend einen Unfug gegen die Einwohner erlauben würden, mit größter Strenge bestrafen.

Er war kaum eine Stunde an diesem Orte, als sich eine Dame bey ihm melden ließ. Wie froh erstaunte er, als er in ihr seine Jugendfreundinn Marie aus Mühlthal erblickte. Sie war, ohne daß er es wußte, hier verheurathet, und kam, um ihn um seinen Beystand zu bitten. Ihr Haus war mit Einquartirung überladen. Achzig Soldaten waren in dasselbe gelegt worden, die eine bunte Wirthschaft trieben. Seebald befahl augenblicklich, alle Leute aus Mariens Hause zu nehmen. Gute Freundinn, sprach er, ich habe Sie einst in Angst gesetzt, vor ein Kriegsgericht geführt, und mich unartig genug gegen Sie benommen. Ich muß und will jetzt gefälliger gegen Sie seyn. Ihnen zu Liebe soll der ganze Ort verschont bleiben. Noch heute soll die ganze Einquartirung aus dem Orte kommen; wenn den Einwohnern damit eine Erleichterung verschaft wird, so mögen sie Ihnen dafür danken.

Seebald lud Marien und ihren Mann zu einem Gastmahle zu sich ein, und erinnerte sich mit ihr voll Freude an die glücklichen Jahre der Jugend. Nicht ohne Rührung trennte er sich

von Marien, als ihn seine Pflicht weiter rief.

Der Feind sammelte sich von neuen, und es kam zu einer zweyten Schlacht. Auch bei dieser zeichnete sich Friedrich Seebald sehr aus, war aber dabey so unglücklich, eine bedeutende Wunde am Kopfe zu erhalten. Ein feindlicher Dragoner hieb nach ihm, und er sank vom Pferde. Das Gedränge um ihn wurde groß, und es verbreitete sich allgemein das Gericht: General Seebald sey gefallen. Diese Nachricht brachte in der ganzen Armee keine geringe Bestürzung und Betrübniß hervor. Sie kam auch Friedrichs Aeltern zu Ohren, und erschreckte sie ausserordentlich. Selbst mehrere Zeitungen sprachen von seinem Tode wie von einer gewissen Sache.

Unterdeß heilte Seebalds Wunde, und er konnte wieder seinen Dienst verrichten. Die zweyte Schlacht hatten die Feinde abermahls verlohren. Ihr Fürst sah sich genöthigt, um Frieden zu bitten, der mit ihm auch wirklich abgeschlossen wurde.

Nach geschlossenem Frieden saß Herr Seebald in Mühlthal mit den Seinigen eines Abends im Garten. Sie sprachen von Friedrich. Noch immer wußten sie nicht mit Gewißheit, ob er lebe oder tod sey. Nach mehreren Nachrichten, die sie vernommen hatten, sollte er nur verwundet worden seyn; allein sie wagten es nicht, ihnen Glauben beyzumessen. Die Mutter war sehr betrübt. Ich sehe ihn nie, nie wieder! sprach sie, und weinte bitterlich.

In diesem Augenblicke trat ein Mann in den Garten. Er war in einen Mantel gehüllt. Es war bereits mehr finster als dunkel. Mit einer groben Baßstimme wünschte er Herrn Seebald und den übrigen einen guten Abend, und sagte, daß er ihnen Nachrichten von dem General Seebald bringe.

Alle erschraken vor Freude. Die Mutter sprang froh verwirrt auf, drängte sich an den Fremden, und rief ihm zu: lebt mein Sohn, lebt unser Friedrich noch?

Er lebt, sprach der Unbekannte, und warf den Mantel von sich. Er lebt, und liegt in Ihren Armen! Liebe, theure Mutter! guter, bester Vater! ihr alle, meine Lieben! seyd herzlich, herzlich gegrüßt!

Alle konnten sich vor Freude lange nicht fassen. Friedrich wurde fast auf den Händen herumgetragen. Er mußte ihnen viel erzählen. O wie freue ich mich, sprach er, daß ich einmahl wieder hier bin, wo ich meine glückliche Jugend verlebt habe!

Er lud am folgenden Tage alle jene Jugend-Kameraden zu sich zu Gaste, mit denen er einst Soldaten und Krieg gespielt hatte. Nach Tische ging er mit ihnen auf das Schlachtfeld neben den Garten. Lieben Kameraden, sagte er gerührt, als wir uns hier herum schlugen, war es freylich ein Spiel; aber glücklich waren doch die Jahre, wo dieß geschah!

Noch viele Dienste leistete Friedrich dem Vaterlande, und starb, bedeckt mit Ehre.

Kindliche Dankbarkeit.

In Marienthal lebte ein Kaufmann, Nahmens Hullmeyer. Er war arm in die Stadt gekommen, und handelte zuerst mit Spitzen, Bändern, Feuersteinen, Uhrschlüsseln und dergleichen kleinen Waaren mehr. Aber Herr Hullmeier war ein geschickter und rechtschaffener Mann. Er wußte bald, welche Waaren die Einwohner von Marienthal am meisten brauchten; auch war es ihm bekannt, wo man diese Waaren am besten und wohlfeilsten zu kaufen bekommen konnte. Dahin reiste er zu Fuße, und kaufte eine Menge Kleinigkeiten ein. Da er nicht alle bezahlen konnte, so mußte er schuldig bleiben. Er versprach aber, seine Schuld in drey Monathen abzutragen.

Es währte nicht lange, so hatte Herr Hullmeyer alle Waaren verkauft. Denn da die Einwohner von Marienthal bemerkten, daß man bey ihm alles am besten und wohlfeilsten bekommen könne, und Herr Hullmeyer ein ehrlicher Mann sey, der niemanden vervortheile: so kauften sie am liebsten bey ihm ein.

Noch ehe drey Monathe verflossen waren, unternahm er eine neue Reise, theils um seine Schuld zu bezahlen, theils um neue Waaren einzukaufen. Den Kaufleuten, denen er schuldig geblieben war, gefiel es sehr wohl daß Herr Hullmeyer ein so ordentlicher, ehrlicher Mann sey, der seine Schulden noch früher bezahle als er versprochen hatte. Sie gewannen ihn lieb, und borgten ihm nicht nur gerne wieder, sondern bathen ihn auch, er sollte sie als seine Freunde ansehen, und Waaren von ihnen erhalten, so viel er nur immer wollte.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Haus und Landwirtschafts Sachen.

a) Einfaches Mittel die Dintenflecken aus Fußböden und Zeugen hinweg zu schaffen.

Hierzu bediene man sich eine im gehörigen Verhältnisse mit Wasser verdünnte Schwefelsäure. Man kauft nämlich zu diesem Behuf eine beliebige Quantität konzentrirte Schwefelsäure, (Vitriolöhl) tröpfelt daran einen Theil in acht Theile Regenwasser, und zwar so, daß jene Säure nur nach und nach in das Wasser zu ganz kleinen Porzionen gegossen, und während des Zugiessens alles beständig umgerührt wird. Diese Mischung wird sich beträchtlich erhitzen, kann aber, sobald sie erkaltet ist, in gläsernen Flaschen ohne Verderbniß Jahre lang aufbewahrt werden. Dintenflecken mit dieser verdünnten Säure aus Fußböden wegzubeitzen, geschieht folgendermassen: Man benetzt und erweicht die Flecken mit warmen Wasser, wäscht solche mit einem Lappen rein ab, übergießt sie sodann dünn mit jener Schwefelsäure, welche mit einem andern Lappen gut eingerieben wird. Nun läßt man es eine halbe Stunde ruhig beitzen, und die Flecke sind verschwunden! — Bei leinenen Zeugen die Dintenflecken wegzubringen, wird obengedachte Schwefelsäure mit sechzehn Theile Wasser verdünnt; der befleckte Theil des Zeuges vorher im Wasser eingeweicht; dann mit jener Flüssigkeit benetzt; worauf in wenig Minuten die Flecken unsichtbar werden; doch muß alsdann das Zeug oft und gut ausgewaschen werden.

b) Verbesserung der Kaffeesurrogate.

Die in unsern Tagen so hoch gestiegenen Preise des indischen Kaffees, haben die mannigfaltigen innländischen Kaffeesurrogate herbeigeführt. Alle diese verschiedenen Gattungen in hiesigen Landen nachgemachter Kaffee kann durch ein innländisches Produkt ungemein erhöhet und in jeder Hinsicht verbessert werden. Dies ist nämlich der Same der so allgemein bekannten wilden Rose. Viele Menschen sammeln die reifen Hainbutten, trocknen solche und säubern sie alsdann von den Kernern oder den eigentlichen Samen der wilden Rose. Diese Kerner werden nur schwach gebrannt, gemahlen und davon etwa ein gehäufter Theelöffel voll zu einer Kanne von sechs Tassen mitgekocht. Hiernach erhält der Kaffee einen Geschmack, der sich merklich auszeichnet, und dem der Vanille ziemlich gleichkommt.

Die Guitarrenspielerin.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0032

Kindliche Dankbarkeit.

Fortsetzung.

So trieb Herr Hullmeyer seinen Kleinhandel ein Paar Jahre fort. Da er sehr einfach lebte, und alle großen Ausgaben vermied, so erwarb er sich in diesen Paar Jahren so viel, daß er sich ein kleines Haus kaufen, und seinen Handel vergrößern konnte.

Auf diese Weise gelang es Herrn Hullmeyer, nach einigen Jahren ein wohlhabender Mann zu werden. Dabey freute ihn das am meisten, daß er eine alte Mutter unterstützen, und manchen Armen Gutes thun konnte. Denn für den rechtschaffenen Menschen haben Reichthümer nur darum Werth, weil er durch sie in den Stand gesetzt wird, andern in ihrer Noth zu helfen, und Freude um sich zu verbreiten.

Die Mutter des Herrn Hullmeyer war eine sehr wackre Frau. Sie hatte ihren Sohn vernünftig erzogen, ihn an Arbeitsamkeit, Folgsamkeit, Sparsamkeit, Gefälligkeit, Genügsamkeit und überhaupt an alles Gute gewöhnt. Dafür hatte sie nun auch die Freude, zu sehen, daß aus ihm ein geschickter, braver Mann geworden war.

Herr Hullmeyer wußte wohl, wie viel er seiner guten, verständigen Mutter zu danken habe. „Ich wäre das nicht, was ich bin, sprach er oft, wenn meine liebe Mutter mich nicht so gut erzogen hätte."

Allein Herr Hullmeyer dankte seiner redlichen Mutter nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That. Schon in seinen jüngern Jahren schickte er ihr den größten Theil des Geldes, das er einnahm. Als er sich in Marienthal ein Haus kaufte, schrieb er sogleich an seine Mutter, die an einem andern Orte lebte, und lud sie ein, zu ihm zu kommen, und mit ihm zu wohnen.

Wie sehr freute sich Herr Hullmeyer, als seine gute Mutter ihm antwortete: daß sie seine Einladung annehmen, und zu ihm kommen wolle. Lieber, guter Gott! sprach er in seinem Herzen, habe Dank für alles Gute, das du mir bis diese Stunde erwiesen hast! Du hast mich bisher väterlich und mit Liebe geleitet, du hast mich in den Stand gesetzt, meine gute Mutter in ihrem Alter zu unterstützen, und ihr die letzten Tage ihres Lebens angenehm zu machen. Sie hat es um mich verdient, die Gute! Aber

daß ich mich dankbar gegen sie beweisen kann, das habe ich deiner Liebe und Güte zu danken, mein himmlischer Vater!

Die Mutter kam bald an. Herr Hullmeyer eilte ihr entgegen, sank an ihr Herz, und weinte Thränen der Freude. O wie glücklich bin ich, rief er aus, daß ich Sie wieder sehe, liebe Mutter, daß ich nun das Glück genießen soll, Sie immer wieder um mich zu haben!

Die Mutter antwortete: Gott segne dich, mein guter Sohn, für deine kindliche Liebe! Es thut meinem Herzen wohl, daß du so brav geworden bist, und in deinem Glücke deine Mutter nicht vergissest. Ach, nicht alle Kinder sind so gerecht und dankbar! Wie manche vergessen ihre Aeltern, denen sie doch vielleicht sehr viel Gutes zu danken haben!

Mutter, versetzte Herr Hullmeyer, das müssen sehr schlechte, nichtswürdige Menschen seyn! Wie unglücklich wäre ich, wenn ich auch so dächte!

Die gute Mutter erwiderte: Nein, so hast du nie gedacht, lieber Sohn! du warst immer ein rechtschaffenes, dankbares Kind. Jetzt will ich mich nun recht freuen, daß ich dich wieder um mich sehe. Meine alten Tage sollen mir bey dir recht angenehm vergehen.

Sohn und Mutter fühlten sich glücklich. Sie gingen in den Garten, in welchem alles grünte. Es war ein herrlicher Frühlingstag. Der garten gefiel der Mutter sehr wohl. Hier ist gut seyn, sagte sie; alles ist so frisch, so munter, so herrlich grün! der blaue Himmel so rein! die Sonne so freundlich und mild! wie hat Gott seine Welt so schön gemacht!

Sie ist mir noch nie so schön vorgekommen als in dieser frohen Stunde, sprach Herr Hullmeyer. Daß ich Sie, liebe Muttet bei mir habe, daß ich Ihnen Beweise meiner dankbaren Liebe geben kann — o das macht mich zu einem sehr glücklichen Menschen! das macht mir die Welt noch Ein Mahl so schön und angenehm!

Die Mutter drückte ihrem Sohne die Hand, und eine helle Thräne rollte über ihre Wange. Sie dachte in ihrem Innern: wie glücklich bin ich, daß Gott mir einen so guten, dankbaren Sohn geschenkt hat! wie froh sollen mir meine Tage bey ihm verfließen!

Herr Hullmeyer lud noch an diesem Tage seine Freunde zu sich zu einem Gastmahle ein. Als sie alle beysammen waren, hohlte er seine Mutter ab, die sich in einem andern Zimmer befand. Sie war ganz einfach gekleidet; denn als ihr der Sohn ein schönes, neumodisches Kleid

machen lassen wollte, bath sie ihn, daß er dieses nicht thun möchte, weil sie es doch nicht anziehen würde; sie wolle, sprach sie bis an ihren Tod sich so einfach tragen, als es bis jetzt geschehen sey.

Das Kleid macht nicht den Menschen! Das konnte man auch bey dieser guten, lieben Frau deutlich sehen. Denn als ihr Sohn sie seinen Freunden mit den Worten vorstellte: das ist meine geliebte Mutter, der ich so viel zu danken habe! so hießen sie alle Gäste willkommen, küßten sie, und freuten sich, ihre persöhnliche Bekanntschaft zu machen. Sie hatte in ihrer Sprache, in ihren Blicken, in ihrem Betragen, kurz, in ihrem ganzen Wesen so viel Gutmüthiges und Einnehmendes, daß alle Gäste sie gleich in den ersten Augenblicken lieb gewannen, und in ihrem Herzen dachten: das ist eine liebe, brave Frau, der man gleich gut werden muß.

Die Gesellschaft war sehr vergnügt. Der guten Mutter wurde der erste Platz an der Tafel angewiesen. Sie war sehr heiter, und sprach so verständig, daß sie aller Herzen noch mehr für sich gewann.

Herr Hullmeyer versicherte mehrmahls, so glücklich habe er sich noch nie gefühlt als an dem heutigen Tage. Er nahm ein Glas mit Tokayer gefüllt, und rief mit freudiger Seele aus: meine rechtschaffene, geliebte Mutter lebe hoch! Gott vergelte ihr das viele Gute, das sie mir erwiesen hat, und schenke ihr noch viele glückliche Jahre!

Herrn Hullmeyer traten, da er diese Gesundheit ausbrachte, Thränen in die Augen. Der Mutter ebenfalls. Die ganze Gesellschaft war gerührt. Alle wünschten laut, was der Sohn eben gewünscht hatte, und stießen mit den Gläsern an, daß sie klirrten.

Mein guter, dankbarer Sohn soll leben! sprach bald darauf die Mutter, und hob das Glas.

Alle Gäste stießen an, daß es klirrte, und riefen laut: der gute Sohn, unser lieber Freund, soll leben!

Es wurden noch mehrere Gesundheiten getrunken, und die Gesellschaft war herzlich vergnügt.

Doch mit Einem Mahle ward die Freude unterbrochen. Es entstand auf der Straße ein Lärm. Bald wurde mit der Feuerglocke geläutet. Feuer! Feuer! Feuer! schrieen viele Stimmen vor dem Hause, und die Gesellschaft sprang erschreckt von Tische auf.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0035

Herr Hullmeyer sah zum Fenster hinaus. Lieben Freunde, sagte er, die Gefahr ist groß. Das Feuer ist in der Nachbarschaft!

Bey diesen Worten wurden mehrere von den Gästen im Gesichte leichenblaß, und wußten nicht, was sie in der Verwirrung vornehmen sollten.

Herr Hullmeyer faßte sich am leichtesten. Nur ruhig, meine Freunde, sagte er, die Angst hilft zu nichts, sondern hindert uns nur, schnell das zu thun, was nöthig ist. Drey von euch, meine Freunde, bitte ich, in meinem Hause zu bleiben, und mit meinen Leuten die Waaren und alle Sachen von Werthe in den Keller zu tragen. Ich selbst eile mit den übrigen zum Feuer. Es sind noch wenige Menschen da; unsre Gegenwart ist nöthig; nur wenige verstehen mit der Spritze umzugehen; ich bin mit diesem Geschäfte bekannt; auf, laßt uns eilen, damit unsre Hülfe nicht zu spät komme!

Herr Hullmeyer wollte, daß seine Mutter davon eile, und ihr Leben in Sicherheit bringe. Davon wollte sie aber nichts hören. Dein Haus soll nicht allein bleiben, rief sie dem Sohne zu, ich will mit helfen, die Sachen in den Keller retten.

Herr Hullmeyer mußte eilen, wenn er nicht zu spät kommen wollte. Er empfahl seine Mutter den drey Freunden, und sprang mit den übrigen davon.

Seine Hülfe kam zur rechten Zeit. Eine Spritze war bereits angelangt. Er regierte sie, und sie brachte die beste Wirkung hervor. Vorn wurde das Feuer wirklich gelöscht, allein es ergriff hinten ein altes, sehr morsches Dach. Die Spritze mußte unthätig bleiben, und blos aus Scheffeln das Wasser in das Feuer gegossen werden.

Herr Hullmeyer feuerte die Anwesenden an, ihr Möglichstes zu thun, um das Feuer zu löschen.

Unglücklicher Weise erhob sich ein kleiner Wind. Die Flammen wurden heftiger und griffen das Hullmeyersche Haus an. Es war bereits voll Rauch, als die drey Freunde mit den Leuten des Hauses, die es vor Rauch nicht mehr aushalten konnten, dasselbe schnell verließen, und auf diese Weise ihr Leben retteten. In der Verwirrung vergaßen sie ganz darauf, auch die gute Alte mit sich fortzureißen.

Die gute Mutter bemerkte bald, daß die Gefahr immer größer werde, und da ihr der Rauch immer beschwerlicher wurde, eilte sie nach der Treppe zu, um sich zu retten.

Doch welches Unglück! Die Treppe brann-

te ganz unten; die Flammen stiegen höher, und es war unmöglich, aus dem obern Stockwerke hinab zu kommen.

Herr Hullmeyer bemerkte es kaum, daß sein Haus brenne, als seine Mutter sein erster Gedanke war. Da er sie nirgends um sich erblickte, überfiel ihn ein großer Schrecken. Er eilte hin, um sie zu retten. Der Anblick der brennenden Treppe erschütterte ihn. Bald vernahm er die Stimme der Mutter. Sie rief um Hülfe.

Jetzt fühlte sich des Sohnes Herz mit Muth entflammt. Und wenn es mein Leben kostet, rief er aus, die Mutter muß ich retten!

Die Umstehenden wollten ihn zurückhalten. Es ist alles vergeblich! riefen sie ihm zu. Wie wäre es möglich, hinauf zu kommen!

Aber Herr Hullmeyer ergriff eine Leiter; nahm ein Tuch, das er ins Wasser tauchte, band es um sein Gesicht, legte nicht weit von der brennenden Treppe die Leiter an ein Fenster an, und stieg muthig hinauf. Die Flammen erreichten seinen Rock. Er fing an zu brennen. Herr Hullmeyer zog ihn schnell aus, und warf ihn von sich.

Das Fenster wurde glücklich erreicht, aufgebrochen, und die Mutter herbey geruffen. Sie ward mit augenscheinlicher Lebensgefahr, aber doch glücklich gerettet.

Die Umstehenden, die auf den Ausgang begierig waren, und für des Sohnes und der Mutter Leben zitterten, brachen in einen lauten Jubel aus, und trugen die Geretteten fast auf den Händen nach einem freyen Platze, wo sie sich bald von der Beklemmung ihrer Brust erhohlten.

Die Mutter fiel ihrem Sohne um den Hals. Du hast mein Leben gerettet! rief sie aus. Beyde weinten; es weinten alle Umstehenden.

Herr Hullmeyer eilte bald wieder zum Feuer zurück. Die Löschenden arbeiteten rastlos fort, und waren so glücklich, die Flammen wirklich zu dämpfen. Von dem Hullmeyerschen Hause brannte blos das Dach und die Treppe ab; weiter kam das Feuer nicht.

Herr Hullmeyer verschmerzte seinen Verlust sehr leicht; hatte er doch das Leben seiner guten Mutter gerettet! Dieser Gedanke war ein sehr erfreulicher Gedanke für ihn.

In der ganzen Stadt und in der umliegenden Gegend sprach man viel von Herrn Hullmeyers Herzhaftigkeit und kindlicher Liebe. Die ihn noch nicht kannten, wünschten, ihn zu sehen, und er wurde auf diese Weise mit vielen braven

Menschen bekannt, die seine besten Freunde wurden.

Das abgebrannte Dach und die Treppe waren bald wieder gebaut. Da Herr Hullmeyer bemerkte, daß seine Mutter an dem Garten sehr viel Vergnügen fand, und da sie einmahl bey Gelegenheit geäußert hatte, sie wünschte, es befände sich darin ein Gartenhäuschen, in welchem sie den Sommer zubringen könnte, so ließ der dankbare Sohn ein schönes, niedliches Gartenhaus errichten, einfach, aber geschmackvoll möbliren, und machte damit seiner lieben Mutter ein Geschenk. Sie wurde damit auf das angenehmste überrascht.

Das Gartenhaus mußte eingeweiht werden. Herr Hullmeyer lud seine Freunde dazu ein. Sie versammelten sich in dem Gartenhäuschen, nahmen daselbst eine gut zubereitete Mahlzeit ein, und tranken fröhliche Gesundheiten. Die Mutter brachte folgende aus: Gott erhalte meinen Sohn, der mich von einem traurigen Tode gerettet, und mir zu Liebe dieses Häuschen gebaut hat!

Dieser Tag war ein froher, glücklicher Tag. Er wurde wie ein großer Festtag gefeyert. Als die Freunde sich von einander trennten, fielen sie einander ans Herz, und sagten: welch' eine herrliche Sache ist es um wahre Freundschaft und Liebe! Gott gebe uns solcher glücklichen Tage recht viele!

Alle aber, die davon hörten, wie liebevoll Herr Hullmeyer für das Glück seiner Mutter sorge, priesen einmüthig seine kindliche Dankbarkeit, und sagten: Für rechtschaffene Aeltern kann es nicht leicht eine größere Freude geben, als wenn sie sehen, daß ihre Kinder ihnen ihre Liebe dankbar zu vergelten suchen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

Die Klarenau'sche Familie.

Wie froh, wie glücklich lebte Herr von Klarenau! Er wußte von keinen Nahrungssorgen; er hatte so viel Vermögen, daß er auch andere damit unterstützen konnte; seine Frau Amanda war eine treffliche Frau, und seine vier Kinder, zwey Knaben und eben so viele Mädchen, die besten, liebenswürdigsten Kinder von der Welt.

Es gab einen schönen, anziehenden Anblick, wenn man Herrn von Klarenau unter den Seinigen sah. Gewöhnlich versammelte er sie des Abends, wenn er seine Tagsarbeiten geendigt hatte, um sich. An seiner Seite saß die zärtliche Gattin Amanda; die vier Kinder bildeten einen Halbkreis.

Zuerst kam Klärchen, das älteste von den Kindern. Sie war ein sehr gutes, zartfühlendes Mädchen; ein freundlicher, milder Ernst lag auf ihrem Gesichte; zur Musik hatte sie viel Anlage, und wenn unter ihren Geschwiestern einmahl ein kleiner Zwist entstand, so trat sie gewöhnlich als Richterinn auf, und brachte alles wieder in Ordnung. Sie wurde daher auch bisweilen von ihren Geschwistern im Scherze „unser gnädiger Herr Richter„ genannt.

Nach ihr kam Carl, ein lieber, muntrer Junge. Er hatte in seinem Wesen viel Sanftes, aber dabey auch viel Herzhaftigkeit. Soldatenspiele waren ihm die liebsten. Unter seinen Sachen lagen ihm seine Gewehre von Holz am meisten am Herzen. Seine Geschwister nannten ihn gerne den Neugierigen; denn wo etwas Neues, besonders von Krieg und Schlachten, erzählt wurde, war der kleine Mann ganz Ohr. Er selbst nannte seine Neugierde Wißbegierde.

Ihm folgte in den Jahren Leopold, den man gewöhnlich Poldchen nannte, ein hübscher, drolliger Knabe. Er sah aus, als könne er nicht drey zählen, aber er hatte es — wie man zu sagen pflegt — hinter den Ohren. Oft machte er Bemerkungen, die sehr gut und treffend waren. Wenn etwas unter den Geschwistern geschah, was ihm nicht recht war, schwieg er Anfangs ganz still dazu, und die Geschwister glaubten, er denke nichts dabey. Aber auf Ein Mahl kam Poldchen mit einer Bemerkung, die man von ihm nie erwartet hätte, machte das Geschehene auf eine feine Art lächerlich, oder tadelte es so treffend, daß die Geschwister aufmerksam gemacht, und oft auf andere Gedanken gebracht wurden. Dabey hatte er das beste Herz.

Das jüngste von den Kindern war Röschen, ein zartes, allerliebstes Mädchen, das besonders an Klärchen mit großer Liebe hing. Man mußte es liebgewinnen, so wie man es nur sah. Gegen jedermann war Röschen freundlich und gefällig, nur wenn Bruder Carl mit seiner Flinte trotzig eingegangen kam, und laut commandirte, wandte sie ihr freundliches Gesichtchen weg von ihm, und sagte: geh mir weg mit deinen Mordgewehren! Carl machte

dann oft ein Späßchen mit ihr, lief mit dem Bajonette auf sie zu, und rief: schlagt an! gebt Feuer! Pah! Röschen flüchtete sich gewöhnlich zu Klärchen, und sagte oft: der garstige Corporal verfolgt mich wieder!

Von ihren Aeltern sahen diese muntern Kinder nichts als Gutes, und so wurden sie selbst gut, und von jedermann, der sie kannte, geliebt.

Herr von Klarenau unterhielt die Seinigen fast alle Abende sehr angenehm. Bisweilen las er ihnen aus einem nützlichen Buche vor. Ein ander Mahl erzählte er ihnen Geschichten, wo er denn immer von Carln gebethen wurde, nur recht viel von Krieg und Schlachten zu erzählen. Mit unter legte er ihnen auch Fragen vor, die sie beantworten, oder Räthsel, die sie auflösen mußten. So mußten sie ihm z. B. sagen: wie viele Kaiser und Könige es in Europa gebe; welches die Hauptstädte in Europa wären; in welchen Ländern es sehr heiß, in welchen es dagegen sehr kalt sey; wo es Bären, Wölfe, Tiger, Löwen und Hyänen gebe; ob ein Pfund Federn, oder ein Pfund Bley schwerer sey; wie der Regen, der Schnee, der Thau, der Reif, der Hagel entstehe u. d. m.

Bisweilen spielte sogar Herr von Klarenau mit seinen Kindern. Viel Vergnügen machte ihnen besonders folgendes einfache Spiel:

Alle setzten sich um einen großen Tisch. Der Vater war die Hauptperson. Das Spiel hatte den Nahmen: „die Fische schwimmen!" Es wurden nun mehrere Arten von Fischen oder auch solche Sachen genannt, die leichter sind als das Wasser, und daher auf dem Wasser schwimmen. Bey jedem solchen Dinge, mußten alle eine Bewegung mit den Händen machen, wie wenn sie hobelten oder schwämmen. Mitunter wurde aber auch etwas genannt, was auf dem Wasser nicht schwimmet, sondern untersinkt, wie z. B. ein Stein. Wer nun die Hand bewegte, machte dadurch einen Fehler, und mußte ein Pfand geben.

Gebt Acht, fing der Vater gewöhnlich an, alles was Flossen hat, schwimmt; auch schwimmt alles, was leichter ist als das Wasser. Es schwimmt die Forelle, der Karpfen, der Lachs, der Hay, der Hausen, der Häring, der Eisbär, die Ente, das Schiff, die Fischotter, der Hecht, der Mühlstein — —

Da der Vater sehr schnell sprach, und die Hände in Bewegung waren, so traf es sich oft, daß mehrere, bisweilen alle Spielenden bey dem letzten Worte „Mühlstein" auch die Hände bewegten, weßhalb sie ein Pfand geben mußten.

Es entstand dabey gewöhnlich ein frohes Gelächter. Waren viele Pfänder beysammen, so mußten sie ausgelöst werden.

Wer das seinige zurück haben wollte, mußte einen Vers hersagen, oder eine schwere Frage beantworten, ein Räthsel auflösen, oder etwas Drolliges verrichten, wobey es denn oft viel zu lachen gab.

Im Winter lebte Herr von Klarenau mit seiner Familie in der Stadt, wo er ein Haus hatte. In der wärmern Jahreszeit hingegen verließ er die Stadt, und zog sich mit den Seinigen auf sein Landgut zu Pappelsdorf. Hier lebten alle am liebsten.

Ging der Winter zu Ende, und es näherte sich der milde Frühling, so gab es im Klarenauschen Hause Freude über Freude. Fast nach jedem dritten Worte hörte man den Nahmen Pappelsdorf, und Klärchen sang fast täglich an ihrem Fortepiano das hübsche Lied:

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn,
So einzig, ach, so einzig hin!
Da lebt sichs gut, da lebt sichs froh,
Und nirgends, nirgends lebt sichs so!

Poldchen hüpfte dabey gewöhnlich freudig herum, Carl präsentirte das Gewehr, und Röschen hängte sich an Klärchens Hand, und küßte sie.

Eines Jahres war schon im März ein herrliches Frühlingswetter, und Herr von Klarenau beschloß, dieß Mahl früher als sonst nach Pappelsdorf zu ziehen. Als er mitten unter den Seinigen saß, machte er ihnen seinen Entschluß bekannt.

Da hätte man die Freude sehen sollen! Die Kinder sprangen von ihren Sitzen auf, fielen der Mutter um den Hals, stürzten dann auch über den Vater her, und erdrückten ihn beynahe vor Freude. Nach einigen Stunden legten sie sich zwar zu Bette; aber keines konnte bis Mitternacht ein Auge zuthun. Jedes versicherte am andern Tage, daß ihm von Pappelsdorf geträumt habe.

Alle Sachen, die man auf das Landgut mitnehmen wollte, wurden sorgfältig zusammen gesucht, und eingepackt. Nach einer Woche verließ man die Stadt, und fuhr fort, immer nach Pappelsdorf zu.

Als die Kinder im Wagen saßen, stimmte Klärchen das Lied an:

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn,
So einzig, ach, so einzig hin!

Da lebt sichs gut, da lebt sichs froh,
Und nirgends, nirgends lebt sichs so!

Carl, Leopold und Röschen stimmten lustig mit ein, und wie groß war die Freude, als der Wagen vor dem Landhause zu Pappelsdorf still hielt.

Das glükliche Leben auf dem Lande.

(Beschluß.)

In Pappelsdorf wurde die Klarenau'sche Familie herzlich willkommen geheißen; denn alle Einwohner des Dorfes hingen mit Liebe an ihr. Besonders freuten sich die Armen des Ortes alle Jahre auf Herrn von Klarenaus Ankunft. Sie erhielten von ihm viele Wohlthaten, und segneten ihn dafür in ihrem Herzen.

Klarenaus Kinder jubelten, als sie in die ländliche Wohnung eintraten. Sie durchkrochen jedes Winkelchen im Hause, um zu sehen, ob alles beym Alten geblieben, oder manches verändert worden sey.

Nach einigen Tagen brachten Einwohner von Pappelsdorf den frohen Kindern Geschenke, über die sie keine kleine Freude empfanden. Klarchen erhielt zwey Rosen- und acht herrliche Nelkenstöcke; Carl eine ganz neue hölzerne Flinte, einen Säbel, eine Patronentasche, eine Kaskette und eine schöne Angelschnur; Leopold ein schneeweißes Möpschen, und Röschen ein allerliebstes weißes Lämmchen mit einem schwarzen Fleck auf der Stirne.

Wer war nun glücklicher als diese guten Kinder! Sie hätten mit dem Kaiser von China nicht getauscht! Jeden Tag genossen sie die reinste Freude, jede Stunde verfloß ihnen schnell und angenehm.

Klärchen wartete und pflegte ihre Blumen; jede Knospe, die hervor kam, so wie jede Blume, die aufblühte, war eine neue Freude für sie und ihre Geschwister. Die schönsten Blumen brach sie für ihre Aeltern. Oft kam sie mit einer Rose oder Nelke zum Vater oder zur Mutter gehüpft, und überreichte ihnen die Blume mit einigen freundlichen Worten.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Der Tanz

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0044

Die glückliche Familie.

(Beschluß.)

Seit dem Herr Hullmeyer seine Mutter, die Amalie hieß, bey sich hatte, lebte er noch Ein Mahl so froh und glücklich. Was er ihr an den Augen ansah, that er ihr zu Gefallen.

Auch Amalie fühlte sich bey ihrem Sohne heitrer als sonst. Sie fing gleichsam an, von neuem aufzuleben und sich zu verjüngen.

Amaliens größte Freude war der Garten. Sie bearbeitete einen Theil davon selbst, bepflanzte ihn mit nützlichen Gewächsen, und zog nebenbey auf mehrern Beeten Blumen. Von ihrer Kindheit an bis in ihr Alter war sie eine große Blumenfreundinn, besonders liebte sie die Rosen außerordentlich.

Herr Hullmeyer verheirathete sich. Er nahm ein Mädchen zur Frau, das Eugenie hieß, und viel Verstand, ein sanftes Gefühl und das beste Herz besaß. Sie fand an ihrer Schwiegermutter eine Freundinn, die ihr in allem mit Rath und That beystand. In Eintracht und Liebe verflossen die Tage dieser guten Menschen; alle Redlichen hatten ihre Freude an ihnen.

Herrn Hullmeyers Geschäfte hatten den besten Fortgang, und sein Vermögen wurde immer größer. Darüber hatte er eine große Freude, aber nicht darum, weil er Geld besaß, sondern weil er im Stande war, andern Gutes zu thun. Dieß that er oft. Arme fanden bei ihm immer Hülfe, wenn sie nur thätig und brav waren. Er unterstützte viele, und daher wurde er auch allgemein geehrt und geliebt.

Große Freude machten ihm besonders die Kinder, die ihm Gott geschenkt hatte. Er hatte deren drey, zwey Töchter und einen Sohn. Das älteste war Amalie, die ihren Nahmen von der Großmutter bekommen hatte. Sie war ein muntres, beherztes Mädchen, voll Freundlichkeit und oft voll Schalkheit. Ihr Herz war übrigens sanft und gut.

Nach ihr kam Franz, ein lieber, herzi-

ger Junge, natürlich und offen, und sehr nachgiebig, wenn er sah, daß er Unrecht hatte.

Das jüngste von den Geschwistern war Eugenie, ein gar liebliches, frommes Mägdlein, die Unschuld und Heiterkeit selbst.

Amalie, als die älteste, stand in großem Ansehen. Sie war gleichsam die Gouvernante der übrigen. Was sie sagte, hielt man gewöhnlich für wichtig, was sie befahl, that man fast immer. Nur Franz widersetzte sich ihr bisweilen. Ein mahl nannte er sie einen Commendanten, der ihm nichts zu befehlen hätte, ein ander Mahl die Fürstinn Habenichts, deren unterthäniger Knecht er nie seyn werde.

Darüber entstand denn kein kleiner Streit. Das hitzige Fränzchen wurde dabey ziemlich laut, und stampfte sogar mit den Füßen. Eugenie hielt es mit der Schwester, und bath, man möchte nicht zanken, sondern hübsch friedlich und fromm seyn.

Ey was! rief Franz, der sich in seinem Zorne nicht mäßigen konnte, ein frommes Schaf kann und will ich nicht seyn! Niemand soll mir befehlen als Vater und Mutter und einmahl der General, unter dem ich diene!

Eugenie lächelte. Soldat willst du werden, Brüderchen? sprach sie schalkhaft. General oder gar Korporal? Wenn ich einmahl Krieg gegen dich führe, so will ich dir nicht mit Soldaten, sondern mit einer Schaar Ratten entgegen ziehen. Dann fliehst du gewiß! Weißt du noch, wie du erst neulich vor einer Ratte gelaufen bist, als brennte dir der Kopf?

Diese Worte brachten Franzen noch mehr in Harnisch. Dummes Ding! rief er zornig aus, höre mir auf mit deinen Albernheiten, oder —!

Jetzt wurde auch die stille, sanfte Eugenie etwas empfindlich. Höre, Bruder, sagte sie, du wirst grob wie ein Postillion, mit dir mag ich nichts zu thun haben. Es wäre mir unmöglich, dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Beynahe wäre Franz auf seine Schwestern los gerannt, wenn nicht der Vater herbeygekommen, und dem Streit ein Ende gemacht hätte. Die Zankenden wurden auf Ein Mahl so still, wie wenn sie stumm gewesen wären. Bloß Franz brummte und drohte mit seinen Blicken, als er seine Schwestern verließ.

Aber sein Groll dauerte nicht lange. Schon nach einer Stunde kam er zu Amalien, und bath sie, ihm zu zeigen, wie er einen Baum in Papier ausschneiden, und aus Papier ein Schiff machen sollte.

Allein die Schwester that so, als zürne sie auf ihn. Du hast mich und Eugenien vor einer Stunde beleidigt, sprach sie, geh fort, wir sind keine Freunde mehr, bis der Friede nicht förmlich geschlossen ist.

Franz, der es wohl fühlte, daß er den Rath und den Beystand Amaliens oft nöthig habe, gab gute Worte. Er streichelte der Schwester Wangen. Aber sie wollten ihm kein freundliches Gesicht machen.

Eugenie, sprach er, bitt' für mich!

Was? versetzte Eugenie, ich für dich bitten? für dich, der du mein Feind bist? Wer hat mich ein dummes Ding gescholten? Monsieur frère, wer war der Unartige?

Franzen traten beynah' die Thränen ins Auge. Schwestern, rief er aus, macht mir die fatalen Gesichter nicht, die ich jetzt sehen muß. Das steht euch nicht gut, und mich schmerzt es; mich schmerzt es tief! Bin ich nicht immer gut gewesen? habt ihr mich nicht immer geliebt? Wenn ich vor einer Stunde nicht artig genug gewesen —

Ey, ey! sprach Amalie, nicht artig genug! — wie der kleine Bruder die Worte wählen kann! Unartig, sehr, außerordentlich, entsetzlich unartig, grob, beleidigend bist du gewesen! —

Das war dumm von mir, versetzte Franz, und ich werd' es nicht wieder thun, gewiß nicht! das könnt ihr mir glauben! gewiß nicht! seyd mir nur wieder gut, seyd freundlich wie sonst! Seht, ich kann keine Stunde lang glücklich seyn, wenn ihr mir zürnt!

Der zartfühlenden Eugenie drängten sich schon Thränen ins Auge. Sie wäre ihrem Bruder gern um den Hals gefallen, aber sie wollte erst sehen, was Amalie thun werde.

Nun so sey es den! sprach Amalie. Weil du deinen Fehler bereust, und weil die fatalen Gesichter uns nicht gut stehen, so wollen wir dir verzeihen, dir wieder gut und von neuem freundlich seyn!

Franz zappelte vor Freude. Er sprang auf die Schwestern zu, und herzte und küßte sie. Eugenie war so gerührt, daß sie weinte.

Amalie zeigte nun Franzen, wie man aus Papier ein Schiff mache und einen Baum ausschneide.

Von dieser Zeit an nahm Franz sich sehr in Acht, seine Schwestern zu beleidigen, besonders war er auf Amaliens Winke aufmerksam

und folgte ihr. Der kleine Mann fühlte es wohl, daß ihm Amalie so wie an Jahren, so auch an Verstand und Erfahrung überlegen sey.

In Eintracht und Liebe wuchsen diese guten Kinder auf, und die rechtschaffenen Aeltern hatten alle Ursache, sich über sie zu freuen. Grosses Wohlgefallen fand an ihnen die brave Großmutter. Sie that ihnen viel zu Gefallen; daher hingen sie auch mit aller Herzlichkeit an ihr, und waren oft um sie. Sie spähten ihre Wünsche aus, und erfüllten sie. Diese große Liebe zu einander machte alle Mitglieder dieser Familie ungemein glücklich.

Herr Hullmeyer wollte seinen Garten vergrößern. Er kaufte daher ein nahes Stück Land, und machte daraus ein kleines Gärtchen, das mit dem großen Garten zusammenhing.

In diesem kleinen Gärtchen befand sich ein abgelegener Fleck, den die Großmutter sehr liebgewann. Sie war eine fromme Frau, und dachte oft an ihren gütigen Schöpfer. Fast täglich ging sie an einen einsammen Ort, und bethete dort im stillen zu Gott, dankte ihm für alles Gute, das sie aus seiner Vaterhand bisher erhalten hatte, und flehte für das Wohl ihres Sohnes, seiner Gattinn und der drey liebenswürdigen Enkel. Am liebsten that sie dieß auf jenem einsammen Platze des kleinen Gärtchens.

Dieser Platz war der guten Frau sehr lieb und theuer. Oft ging sie mit ihren Enkeln an stillen, milden Abenden dahin, und unterhielt sich mit ihnen auf eine herzliche Weise. Sie nannten diesen Platz nie anders als Amalienruh.

Eines Jahres war die geliebte Großmutter in jene Gegend verreist, aus der sie gebürtig war. Sie wollte vor ihrem Ende noch manche Freunde und Bekannte sprechen, und hielt sich unter ihnen drey Monate lang auf.

Unter dieser Zeit dachten die muntern Enkel oft an sie. Es fehlt uns die gute Großmutter, sprachen sie häufig; wenn sie nur bald wieder bey uns wäre, wir wären dann noch Ein Mahl so vergnügt!

Es kam der Frühling, und die Großmutter wurde nach einigen Wochen zurück erwartet. Ihre Enkel jubelten. Sie konnten den Tag der Wiederkehr kaum mehr erwarten.

Eines Tages trat Franz mit einer geheimnißvollen Miene zu den Schwestern. Die Großmutter kommt bald! — sprach er, legte aber schnell einen Finger an den Mund, und schwieg.

Daß die Großmutter bald wieder kommt, wissen wir längst, versetzte Amalie. Ist das dein

Geheimniß? —

Lächelnd antwortete Franz: ich werde sie angenehm überraschen. Ihr fragt womit? — Lieben Leutchen, das wird nicht gesagt! —

O daran haben wir längst auch gedacht! versetzte Amalie. Auch wir wollen sie angenehm überraschen. Du fragst, womit? — Liebes Männchen, das wird nicht gesagt! —

Franz sprang davon, und sagte nichts. Die Mädchen blieben sitzen, und sagten auch nichts. Aber noch an diesem Tage besuchten sie einen nahen Gärtner, um bey ihm einen Rosenstrauch zu kaufen. Er suchte ihnen den schönsten aus, und da sie ihn darum bathen, so ging er mit ihnen in das kleine Gärtchen des Vaters, pflanzte ihnen den Rosenstrauch auf jenem Platze, den sie Amalienruh zu nennen pflegten, und erklärte ihnen, wie sie den Rosenstrauch behandeln müßten, wenn er nicht umkommen sollte. Recht herzlich dankten sie ihm dafür.

Eugenie, sprach Amalie, indem sie den Rosenstrauch mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete, wie soll sich die Großmutter freuen, wenn sie dieß Plätzchen besucht, und volle Rosen ihr entgegen duften!

Ach, wenn der Strauch nur dieses Jahr blühte, wenn er blühte bis die Großmutter kommt, rief Eugenie, dann wär' es herrlich!

Wir wollen das Beste hoffen! sprach Amalie. Laß uns nur dem Bruder nichts davon sagen. Der kleine Schalk neckt uns; wir wollen auch geheimnißvoll gegen ihn seyn.

Mit aller Sorgfalt und Freude pflegten die Mädchen den Rosenstrauch. Sie hatten den Vater gebethen, ihnen den Schlüssel vom Gärtchen zu geben, um dasselbe, damit der Bruder nicht hinein komme, stets verschlossen halten zu können.

Eines Morgens gingen Amalie und Eugenie in das Gärtchen. Eugenie hüpfte voraus. Sie kam an dem Plätzchen Amalienruh an, und erhob ein großes Geschrey.

Amalie erschrak. Was kann es anders seyn, dachte sie bey sich, als daß irgend jemand den Rosenstrauch ausgerissen hat? Liebe Eugenie, was gibts? rief sie, nicht wahr es ist mit dem Rosenstrauche ein Unglück vorgefallen?

O nein! nein! schrie Eugenie, komm nur schnell herbey; es sind schon Rosenknospen daran.

Amalie erschrak darüber noch heftiger, vor lauter Freude. Sie lief, was sie konnte, stolperte über einen kleinen Rasen, und stürzte hin. Da sie aber in weiches Gras fiel, nahm sie kei-

nen Schaden. Sie raffte sich schnell auf, und war in einem Huj bey der frohlockenden Eugenie.

Fast eine Stunde lang standen die erfreuten Mädchen da, und betrachteten mit Wonne die Knospen.

Noch größer war die Freude, als die Rosen nach und nach aufblühten. Mit jedem Tage wurde die Großmutter erwartet. Den Mädchen pochte das Herz vor Freude, wenn sie daran dachten, wie angenehm die Großmutter überrascht werden sollte.

Das ist herrlich, sagte Amalie, daß Franz noch nichts von den Rosen erfahren hat, der wird zugleich mit überrascht!

Die Freude der Mädchen war so groß, daß sie eines Abends ganz darauf vergassen, das Gärtchen zuzusperren.

Franz war unterdessen eben so geheimnißvoll gegen seine Schwestern geblieben, als sie es gegen ihn waren. Er wußte, wie sehr die Großmutter den Gartenbau liebte, besonders die Blumenzucht. Daher wollte er ihr zwey Beete für Blumen zurichten, und erkundigte sich bey einem Gärtner genau, wie er es anzustellen habe.

Alle Tage arbeitete Franz an diesen zwey Beeten, ohne daß die Schwestern die Absicht desselben merkten. Er hatte eine hübsche Karre. Mit dieser fuhr er fleißig sogenannte Baumerde herbey, die er in hohlen, morschen Bäumen fand. Alle Bäume dieser Art, die sich in der Höhe befanden, hatte er schon geplündert. Aber noch fehlte es ihm an etwas guter Erde. Da fiel ihm ein, daß in dem kleinen Gärtchen an dem Zaune, nicht weit von der Amalienruh, ein morscher, hohler Baum stehe.

Sogleich rannte Franz mit seiner gelben Karre hin. Es mußte sich treffen, daß er das Gärtchen offen fand. Er begab sich an den hohlen Baum, fand hier die herrlichste Baumerde, und füllte damit seine Karre.

Auf dem Rückwege erblickte er, zu seiner großen Verwunderung, an dem Platze Amalienruh den blühenden Rosenstrauch. Er fuhr hin, ließ die Karre ruhen, und betrachtete die schönen, vollen Rosen.

Aber in diesem Augenblicke kamen die Schwestern herbey, Amalie mit einer kleinen Gießkanne, um den Rosenstrauch zu begießen. Sie erstaunten, Franzen hier zu finden. Amalie wurde fast böse auf ihn. Welch' ein Unstern hat dich hieher geführt? rief sie. Franz lachte. Das verdroß die Schwester. Sie begoß den Rosenstrauch, machte den Bruder tüchtig aus, und

befahl ihm, sogleich mit seiner Karre sich zu entfernen. Die sanfte, unschuldvolle Eugenie aber wurde von den schönen Rosen so entzückt, daß sie bey sich selbst dachte: zankt ihr euch immer fort; ich mische mich nicht in euern Streit, sondern rieche lieber an den herrlichen Rosen!

Eugenie hockte nieder, faßte mit beyden Händen einen Zweig mit zwey schönen Rosen, und erquickte sich an dem Wohlgeruche derselben.

Unterdeß gab Amalie Franzen eine derbe Lection. Er faßte endlich seinen Karren, um fortzufahren. Noch Ein Mahl sah er sich nach dem Rosenstrauche um, rief Eugenien zu, sich wohl in Acht zu nehmen, weil leicht eine Biene in der Rose sie ins Näschen stechen könnte, und erlaubte sich einige muthwillige Bemerkungen.

Da machte Amalie ein ernsthaft freundliches Gesicht, zeigte ihm mit der einen Hand den Weg, und sagte: jetzt gehst du gleich davon, Franz, und sagst kein Wort weiter! Sonst ists mit meiner Liebe zu dir aus, und ich mag mit dir nichts weiter zu schaffen haben!

Das wirkte auf Franz. Zwar ungern gehorchte er, aber er fürchtete Amaliens Drohung, und zog, sein Gesicht noch immer nach dem Rosenstrauche gekehrt, mit seinem Karren fort.

Die Großmutter kam wieder. Alles war darüber in einem Taumel von Freude. Die drey Enkel flogen ihr um den Hals, und weinten Freudenthränen. Wie sehr wurde Amalie gerührt, als Franz sie an die zwey herrlichen Beete führte, die er für sie, mit vieler Mühe, zugerichtet hatte. Als sie sie lange genug besehen und untersucht hatte, nahm Eugenie mit ihrer Schwester Amalie sie bey der Hand, und führte sie zu ihrem Lieblingsplatze Amalienruh. Eugenie brach eine Rose für sie ab, reichte sie ihr mit einigen herzlichen Worten, und küßte sie. „Liebe Großmutter, sprach Amalie, so munter wie diese Rosen möge noch lange Ihr Leben blühen. Behalten Sie uns immer lieb, so lieb, wie wir Sie haben."

Die Großmutter, ihr Sohn, seine treffliche Frau und die drey Enkel weinten Thränen der Liebe und Freude, und dieser Tag war für alle ein herrlicher, unvergeßlicher Tag.

So lebte diese Familie, so liebten sich alle Mitglieder derselben. Gott und Menschen hatten an ihr ein Wohlgefallen.

Die geliebte Großmutter ging nach einem Jahre in ein besseres Leben. Neben dem Rosenstocke auf dem Platze Amalienruh wurde ihr entseelter Körper zur Ruhe gelegt. Wer sie gekannt hatte, betrauerte ihren Verlust.

Nicht weit von ihr liegt auch ihr Sohn und seine Gattin begraben. Ihre Kinder sind gute und zugleich glückliche Menschen. Sie werden geehrt und geliebt. Oft sieht man sie auf dem Platze Amalienruh. Rosengesträuche umgeben ihn. Im Frühling' ertönt aus denselben Nachtigallengesang.

Das eigentliche Vaterland verschiedener nach und nach bey uns einheimisch gewordenen Pflanzen und Gewächse.

Der Rocken und Waizen sind in der kleinen Tartarei und in Sibirien zu Hause, wo sie noch itzt wild wachsen. Die europäischen Völker, welche größtentheils aus der Tartarei herstammen, haben diese Früchte wahrscheinlich sehr früh aus ihrem Vaterlande mitgebracht, und in Europa gepflanzt. Die Heimath der Gerste und des Hafers ist zwar unbekannt, aber so viel ist gewiß, daß diese ebenfalls bei uns nicht zu Hause waren, sonst würden sie auch wild wachsen.

Der Buchwaizen ist ein asiatisches Gewächs, welches durch die Kreuzzüge in Italien bekannt wurde, und hierauf nach Deutschland kam.

Der türkische Weizen und der Spelz stammen aus dem Oriente her.

Der Porree ist in Syrien zu Hause; die Kresse in Kreta; der Blumenkohl in Cypern, und der Spargelkohl in Asien.

Die indianische Kresse wurde 1580 aus Südamerika zu uns gebracht.

Die Rüben, Rapunzel, oder der grosse Weiderich kam 1614 aus Amerika nach Europa.

Der Kerbel gehört in Italien zu Hause; der Dill in Portugall und Spanien, und der Fenchel in den kanarischen Inseln.

Der Anieß und die Petersilie stammen aus Aegypten; so wie der Knoblauch aus dem Morgenlande.

Der Schnittlauch stammt aus Sibirien; die Kreuzraute aus Aegypten; die Lavendel aus Italien; die Krause-Münze aus Sibirien, das wohlriechende Basilienkraut aber aus Ostindien und Persien.

Der Rettig und die Radiesse sind aus China zu uns gebracht worden; so wie die

Schminkbohne oder Fasoolen aus Ostindien; die Puff- oder Saubohnen aber kamen von dem kaspischen Meere zu uns.

Die Kürbisse erhielten wir zuerst aus Astrachan; die Melone aus der wilden Kalmukei, und die Artischoke aus Italien.

Der Spinat, Salat, Majoran, verschiedene Kohlarten und andere Gewächse, sind ihrem wahren Vaterlande nach bis itzt noch unbekannt.

Der Stechapfel stammt aus Amerika; das Katzenkraut aus Spanien; die Linsen aus Frankreich; die Cypresse aus der Insel Kreta; der Sadebaum aus Italien; der Hanf aus Ostindien, und die Erdäpfel aus Brasilien.

Die ersten Saffranzwiebeln kamen durch einen Pilger unter dem englischen Könige Eduard III aus dem Oriente nach Europa.

Den Toback fanden die Spanier in der Provinz Tabaco im Königreich Jakatan, von wo Frankreichs Königin Katharina von Medicis durch ihren Gesandten Nicot aus Lissabon den ersten Samen nach Paris geschickt erhielt. Die Kunst den Toback zu rauchen, brachte der Engländer Walther im Jahr 1610 nach England.

Auch die mehresten unserer Blumen sind ausländische Produkte. Der Jasmin stammt aus Ostindien; der spanische Hohlunder aus Persien; die ersten Traubenhyazinthen kamen 1554; die Sternhyazinthen 1590; die Kaiserkrone 1570, und die prächtige Iris susiana 1573 aus Konstantinopel in unsere Gärten. Die schönsten Ranunkeln stammen eben daher; so wie alle Hyazintenarten in Persien wild wachsen.

Die Tulpen kamen 1559 aus Kappadozien in Klein-Asien zu uns. Die Sammt- oder Winterrose stammt aus Tunis in Afrika. Aus Amerika haben wir im Jahr 1593, die Sonnenblumen, Passionsblumen, und die schöne Amarillis erhalten.

Die Wunderblume hat ihr Vaterland in Mexiko; die Levkoje und Narzisse, so wie die Nelke und viola maternalis in Italien.

Die Lilie kam aus Palästina; die Tuberose aus Ceylon, und die Anemone aus dem Morgenlande. Der eigentliche Aster ist in China zu Hause; die Fleckenblume in Persien; die Kardinalsblume in Virginien, und der Amarant in Ostindien.

Auch unsere meisten Obstbäume sind zuerst aus dem Oriente nach Griechenland und von da

nach Italien in die europäischen Länder gebracht worden.

Die besten Aepfel und Birnen stammen aus Aegypten. Die Aprikosen aus Armenien, wo auch die Zwetschen zu Hause sind. Die Katharinen- und Damaszehner-Pflaumen hingegen wurden durch die Kreuzzüge bei uns bekannt.

Die Kirschen sind in Pontus zu Hause und von Rom aus in unsre Gegend gebracht worden. Die Zitronenbäume haben in Medien ihre Heimath. Der Feigenbaum ist ein Asiat. Die wälschen Nüsse sind eine persische Frucht, und die Bergamottenbirne ist erst in den neueren Zeiten aus der Türkei zu uns gekommen. Die Sinaäpfel stammen aus China. Die Roßkastanie ist in der Tartarei einheimisch, und wurde 1550 durch den berühmten Ansius nach Europa gebracht. Der Kirschlorber kam 1576 aus Trapezunt; die Quitte von den Ufern der Donau, und der Maulbeerbaum aus China.

Der Weinstock ist in Assyrien zu Hause. Erst 600 Jahre nach Roms Erbauung breitete er sich in Italien aus. Die ersten Weinstöcke am Rheine sind zu Kaiser Probus Zeiten gepflanzt worden.

Das glükliche Leben auf dem Lande.

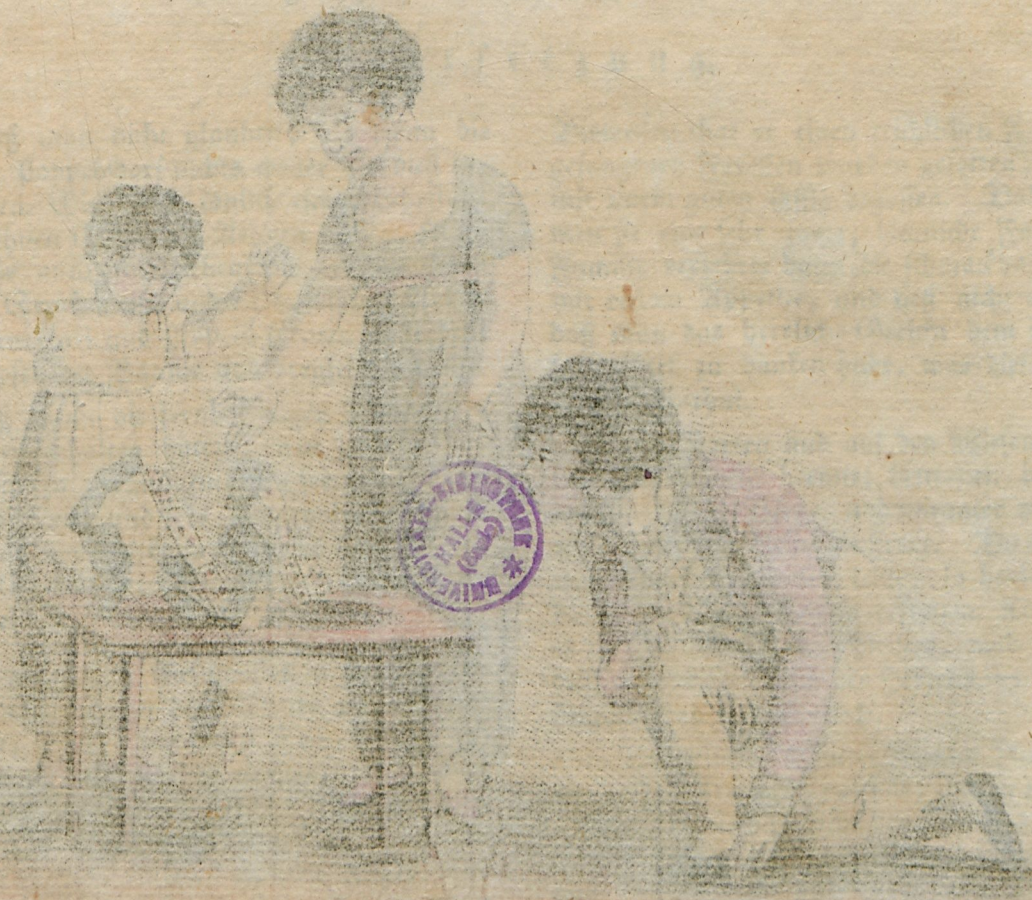
Fortsetzung.

Carl illuminirte fleißig Soldaten, las den übrigen Kriegsgeschichten vor, und tummelte sich mit Flinte und Säbel lustig im Garten und auf den nahen Wiesen herum.

Dem drolligen Leopold machte das weiße Möpschen tausend Spaß. Er badete und kämte es fleißig, gab ihm den Nahmen Hermelin, und wollte es zu Kunststücken abrichten; allein das Möpschen war ungelehrig, dabey aber ein sehr muntres, niedliches Thierchen.

Tausend Freude machte dem sanften Röschen und den übrigen Geschwistern das allerliebste weiße Lämmchen. Klärchen hatte für dasselbe ein schönes rosenrothes Halsband genäht und eine lange seidne Schnur gewunden. An dieser Schnur führte Röschen ihre Albina — denn diesen Nahmen hatte sie ihrem Lämmchen gegeben — herum, und pflückte ihm das beste, zarteste Gras.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück)



UNIVERSITÄTS- BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Angelikas Glück und Unglück

Das glückliche Leben auf dem Lande.

Fortsetzung.

Doch muß man nicht glauben, als wenn die Kinder in Pappelsdorf nichts weiter als dieß gethan hätten. Sie hatten täglich einige Lehrstunden, die ihnen ihre lieben Aeltern gaben. Klärchen wurde auch im Nähen und, so wie Röschen, im Stricken und andern weiblichen Arbeiten geübt. Carl und Leopold lernten außerdem das Pfropfen der Bäume und dergleichen mehr.

Bloß wenn die lernbegierigen Kinder ihre Lehrstunden erhalten hatten, war es ihnen erlaubt, sich zu vergnügen. Es freute sie dann auch jedes Spiel und jede Unterhaltung um so mehr; denn nur der kann sich recht herzlich freuen, der bloß nach geendigter Arbeit an das Vergnügen geht.

Oft gingen die Geschwister in der Begleitung des Vaters oder der Mutter an einen nahen Bach, welchen man den Forellenbach zu nennen pflegte, weil es in demselben, außer einigen andern Arten von Fischen, besonders viele Forellen gab. Carl ließ dann seine Flinte von Leopolden tragen, er selbst trug die Angel, und fischte damit. Wie groß war Aller Freude, wenn er eine schöne, muntre Forelle ans Land warf! Bisweilen that er einen reichlichen Fang. Die gefangenen Forellen wurden gesotten, und dann mit einem guten Essig begossen. Dadurch bekamen sie eine sehr zarte, bläuliche Farbe. Die Familie verzehrte dann die schmackhaften Fische mit vielem Appetite, und ließ nicht unbemerkt, daß man das herrliche Gericht dem kleinen Fischer Carl zu danken habe, was diesem immer sehr wohl that.

Im Garten und auf den Wiesen tummelte man sich häufig herum; bisweilen bestieg man ein Paar nahe Berge, und mitunter machte man wohl auch eine kleine Fußreise. Da man dabey einfach und vernünftig lebte, so hatten sich alle der besten Gesundheit zu erfreuen. Keinem fehlte es an Munterkeit des Geistes, noch an Zufriedenheit und Heiterkeit des Herzens — alle waren herzlich froh und glücklich.

Die geliebte Mutter war im Junius geboren. Die Kinder, gewohnt, ihr an dem Tage, an welchem sie das Licht der Welt erblickt hatte, eine unerwartete Freude zu machen, beschlossen, auch dießmahl ihre gute Mutter zu überraschen.

Carl, Leopold und Röschen wandten sich an

ihre Schwester Klärchen. Du hast immer gute Einfälle, sprach Carl zu ihr, erdenke etwas, womit wir unsrer lieben Mutter an ihrem Geburtstage eine Freude machen können.

Darüber hab' ich schon in der Stadt nachgedacht, antwortete Klärchen, und was ich erdacht habe, sollt ihr erfahren, wenn ihr in der Spazierstunde mit mir auf ein Plätzchen kommt, wo uns niemand belauschen kann.

Die neugierigen Kinder konnten die Spazierstunde kaum erwarten. Vergebens suchten ihre Schwester auszuforschen, was sie sich ausgedacht habe. Sie verrieth nichts.

Als die Spazierstunde da war, liefen alle zu Klärchen, und riefen ihr zu: Nun, liebes Klärchen, schnell auf und davon, damit wir bald erfahren, was du ausgesonnen hast!

Klärchen nahm etwas, das mit einem Tuche bedeckt war, unter den Arm. Die Geschwister waren neugierig, was es sey. Das sollt ihr bald sehen, sprach Klärchen, jetzt kommt, und laßt uns auf ein Plätzchen gehen, wo uns niemand sieht.

Die Geschwister gingen, oder hüpften vielmehr fort. In einiger Entfernung von dem Garten setzten sie sich auf einer kleinen Erhöhung nieder. Klärchen zog das Tuch weg, und die übrigen machten große Augen als sie eine Guitarre erblickten.

Seht, sagte Klärchen, hier habe ich eine Guitarre, die mir unser Oncle geschenkt hat. Noch niemand in unserm Hause hat sie gesehen. Vater und Mutter wissen nichts davon. Ich habe sie absichtlich verborgen gehalten. Heimlich lernte ich sie spielen, um einmahl unsre Aeltern zu überraschen. Jetzt ist die Zeit dazu gekommen. An dem Geburtstage der Mutter will ich zuerst drauf spielen. Wir singen dazu ein kleines Lied, treten dann zur Mutter, und bezeigen ihr unsre Freude und Dankbarkeit.

Den übrigen Geschwistern gefiel dieser Einfall ganz wohl. Carl stellte sich vor Klärchen hin, präsentirte das Gewehr, und rief aus: Vivat Klärchen! schlagt an! gebt Feuer! pah! —

Röschen aber lagerte sich an die Schwester hin, legte sich mit ihren Händen auf einen ihrer Füße, sah Klärchen mit liebevollen Blicken an, und sprach zu ihr: liebes gutes Klärchen! spiel doch etwas!

Leopold hatte sich dicht an Röschen gesetzt, und war auf das Spiel begierig. Klärchen fing nun an, auf der Guitarre zu spielen. Leopold war ganz Ohr. Höre! höre! sprach er, und

zeigte mit der einen Hand nach der Guitarre hin.

Carl ward auf das angenehmste überrascht. Er hockte schnell neben Leopold nieder, legte die linke Hand auf einen Fuß desselben, mit der rechten hielt er die Flinte. Es war eine Gruppe zum Mahlen.

Klärchen spielte mit Empfindung und Ausdruck; die übrigen wurden ganz hingerissen. Wohl eine halbe Stunde lang hörten sie ihr mit größter Aufmerksamkeit zu, und herzten und küßten sie als sie aufhörte zu spielen. Die Melodie, nach welcher am Geburtstage der Mutter ein Paar Verse gesungen werden sollten, hatte ihnen ganz besonders gefallen.

Von diesem Tage an gingen sie täglich mit einander an einen Ort, wo sie unbemerkt waren, und übten sich heimlich im Singen.

Endlich erschien der sehnlichst gewünschte Tag, an welchem die geliebte Mutter das Lebenslicht erblickt hatte!

Die vier Geschwister waren schon um halb fünf Uhr Morgens aus dem Bette und in einem Huj angekleidet.

Um fünf Uhr stand die Mutter gewöhnlich auf. Als sie bemerkten, daß sie schon im Negligé sey, kamen sie vor die Thüre ihres Zimmers. Die Guitarre erklang. — Die überraschte Mutter ahndete nicht von ferne, daß es ihre Kinder seyn könnten. Sie glaubte, es sey eine Freundinn aus der Stadt. Aber wie froh verwunderte sie sich, als sich bald einige Stimmen hören liessen, und sie darinn die Stimmen ihrer Kinder erkannte. Sie sangen:

Die beste Mutter hast du uns gegeben,
Du, der du übern Sternen wohnst!
Erhalte froh und lang ihr Leben,
Du, der du gern das Gute lohnst!

Damit wir fröhlich wachsen und gedeihn,
Geleitet von der Mutter Hand;
Ihr wollen wir stets Herz und Liebe weihen
Bis du sie rufst ins beßre Land.

Geliebte Mutter, nimm für deine Treue,
Für deine Liebe unsern Dank!
Und alles, alles, was du thust, gedeihe,
Und leb' uns, leb' uns nur recht lang!

Jetzt wurde die Thüre geöffnet. Carl mit seiner Flinte trat hinein. Er ging raschen Schrittes zur Mutter, welche Freudenthränen vergoß.

Guten Morgen, liebe Mutter! sprach Carl in militärischem Tone. Ich bin hier, um dich zu schützen. So lange du lebst, soll Carl dein Schutz und Beystand seyn.

Carl präsentirte mit gravitätischer Miene sein Gewehr.

Jetzt kamen die übrigen Geschwister herein. Klärchen trug in der einen Hand die Guitarre, in der andern ein Körbchen voll Blumen; auch Leopold und Röschen waren mit den schönsten Rosen und Levkojen versehen.

Als sich die drey Geschwister der Mutter näherten, schlug Carl, der ernsthafft wie ein alter Grenadier da stand, mit Heftigkeit an seine Flinte, und schrie laut auf: Halt! wer da?

Gute, dankbare Kinder sind wir, sprach Röschen; wir kommen, einer guten, liebevollen Mutter unsre dankbare Liebe zu beweisen.

Wenn kindliche Liebe sich naht, versetzte Carl in einem rührenden Tone, streck' ich gerne mein Gewehr.

Mit diesen Worten legte Carl seine Flinte zu der Mutter Füßen nieder.

In diesem Augenblicke knieten alle vier Kinder vor der Mutter auf einem Fuße nieder. Zu einer Seitenthüre trat der überraschte Vater herein. Klärchen und die übrigen sprachen einige herzliche Worte an die Mutter. Die Mädchen und Leopold reichten ihr Blumen, Carl aber grif schnell in seine Patronentasche, und nahm ein kleines, niedliches Nähzeig heraus, das er selbst aus Pappe verfertigt und hübsch lakirt hatte.

Die Mutter schwamm in Thränen. Die Kinder weinten. Dem Vater rollten Zähren der innigsten Freude über die Wangen.

Mit Herzlichkeit küßten die Kinder ihre liebe Mutter. Kinder, sprach diese gerührt, ihr habt mein Herz freudig bewegt. Habt Dank dafür. Gott erhalte euch gesund und gut, dann erhält er mir den größten Trost und die größte Freude dieses Lebens.

Der Vater herzte und küßte Gattinn und Kinder, und dieser Tag war ein Tag der herzlichsten, reinsten Freude.

So lebte man in dieser Familie. Gottes Segen ruhte über ihr. Die Kinder wuchsen groß, und wurden geschickte, gute und glückliche Menschen.

Karolinchen Wallmond.

Die Glocken wurden geleitet. Alles strömte in

Grünfeld zusammen. Bey Herrn Wallmonds, eines Goldarbeiters Hause, war eine Menge Menschen versammelt.

Dieses Haus war ein Haus der größten Trauer, des lautesten Jammers. Wallmond hatte ein einziges Kind, eine Tochter Nahmens Karoline.

Schon als kleines Kind war Karolinchen die größte Freude ihrer Aeltern. Sie war ein verständiges, gutes Mädchen. In der Schule war sie immer die beste Schülerin. In weiblicher Geschicklichkeit kam ihr nicht leicht ein andres Mädchen gleich. Sie strickte, stickte und nähte vortreflich. Dabey besaß sie ein fröhliches, gefälliges Gemüth. Jedermann war dem lieben Mädchen gut.

Munter wuchs Karolinchen empor. Sie blühte gleich einer schönen, lieblichen Rose. Doch, ach, diese freundliche Rose verblühte bald!

Uiber alle Vergnügungen liebte Karolinchen den Tanz, besonders den sogenannten Walzer. Kam sie einmahl ins Walzen, so wußte sie sich fast nie zu mäßigen. Sie drehte sich so lange herum, bis sie nicht mehr konnte.

Ein guter Freund von Herrn Wallmond veranstaltete eines Sonntags einen Ball. Karolinchen war dazu eingeladen. Unglücklicher Weise konnte weder ihr Vater, noch ihre Mutter dabey zugegen seyn, sie ermahnten aber ihre Tochter, ehe sie fortging, nicht zu stark zu tanzen, sondern sich in diesem Vergnügen zu mäßigen, was die Tochter zu thun versprach.

Karolinchen war gewohnt, den Winken und Lehren ihrer guten Aeltern genau zu gehorchen. Allein es ging ihr, wie es so vielen guten Menschen geht, die für etwas leidenschaftlich eingenommen sind. Sie kam ins Tanzen hinein, vergaß die Ermahnungen der Aeltern, und walzte so stark herum, daß es allen Anwesenden auffiel. Sie wurde fast ohnmächtig, so viel tanzte sie.

Wahrscheinlich mochte sie sich nach dem Tanze, als sie schwitzte, der Zugluft ausgesetzt oder etwas Kaltes getrunken haben, genug, es wurde ihr schon beym Nachhausegehen sehr übel; sie fühlte sich ungemein ermattet; ihren ganzen Leib durchdrang ein kalter Schauer; leichenblaß sank sie auf ihr Bette hin, und schien in Todesgefahr zu seyn.

Die Aeltern wurden sogleich herbey gerufen, und erschraken nicht wenig, als sie ihre Tochter in diesem Zustande erblickten. Es wurde sogleich nach dem Hausarzte geschickt. Er erschien, und schüttelte den Kopf. Das böse Tanzen! sagte er in bedenklichem Tone, es hat schon manchem Gesundheit und Leben gekostet, und doch

will man nicht klug dadurch werden.

Der Arzt verordnete der Kranken sogleich einige Arzneyen, welche gute Wirkung thaten. Aber den Tag darauf verschlimmerte sich ihr Zustand. Der Arzt that, was in seinen Kräften stand; aber mit Karolinen ward es immer übler.

Sie rief ihre Aeltern an ihr Bett. Gute Aeltern, sprach sie, ich habe Ihre guten Lehren vergessen; ich habe mich im Tanzen nicht gemäßigt, und mir dadurch mein Uibel zugezogen. Ich fühle es — ich werde sterben.

Der Mutter traten Thränen in die Augen. Sie bath ihre Tochter, nicht ans Sterben zu denken. Auch der Vater tröstete; aber Karolinchen wiederhohlte mehrmahls: ich werde gewiß nicht wieder gesund, ich fühl' es in mir daß ich sterben muß.

Nach einer Woche schien die Krankheit abzunehmen. Karolinchen fühlte sich besser. Auch der Arzt schöpfte Hoffnung.

Wer war froher als die guten Aeltern! Sie hatten ja nur das einzige Kind. Wurde ihnen dieses durch den Tod entrissen — so verlohren sie das Liebste, was sie besaßen, die größte Freude, die schönste Hoffnung ihres Lebens.

Nach einem Monathe, wo man glaubte, Karolinchen sey nahe daran, ganz gesund zu werden, verfiel sie auf Ein Mahl in ihren vorigen Zustand, und der Arzt merkte nun wohl, daß sie nicht zu retten sey, sondern an der Schwindsucht umkommen müsse.

Es war noch keine Woche vorbey, als die Kranke ihre Stimme fast ganz verlor, und immer mehr zusammen fiel. Sie verlangte nach dem Vater und der Mutter. Im Innersten betrübt, kamen beyde zu ihr.

Guter Vater! liebe Mutter! sprach sie leise und abgebrochen, grämen Sie sich nicht. Ich selbst bin an meinem Tode schuld. Sie haben mir mein ganzes Leben hindurch nur lauter Liebe erwiesen. Nehmen Sie dafür, ehe ich von Ihnen scheide, meinen herzlichsten Dank. Am Throne Gottes hoffe ich, Sie wieder zu sehen.

Die Aeltern vergossen bittre Thränen. Sie küßten ihre Tochter, und sagten ihr so viel Herzliches, daß sie tief gerührt wurde.

Nach zwey Tagen, als die gebeugten Aeltern und mehrere von Karolinchens Freundinnen am Krankenlager standen, wandte sich die Kranke auf ihre rechte Seite, schloß die Augen, und that den letzten Athemzug.

Alle Umstehenden brachen in Thränen und

in ein lautes Klagen aus. Sie hat vollendet, meine gute, liebe Tochter hat vollendet! sprach der erschütterte Vater. Jammernd sank ihm die Gattinn ans Herz, und wollte vor Schmerz vergehen.

Ganz Grünfeld nahm an Wallmonds Verluste den herzlichsten Antheil; denn jedermann hatte die Verstorbene geliebt.

Als Karolinchens Leiche war, lief alles zusammen. Mehrere hundert Menschen folgten dem Sarge. Acht Jünglinge trugen ihn. Er war mit Blumenkränzen geschmückt. Vorn ging ein Jüngling mit einem entblößten Degen. An der Spiße desselben hing ein Kranz von Rosmarin, und in der Mitte dieses Kranzes eine Citrone. Hinter dem Sarge gingen zwölf Mädchen, weiß gekleidet, mit schwarzen Bändern. Fast alle waren vertraute Freundinnen von Karolinchen. Alle weinten.

Am Grabe wurde der Sarg niedergesetzt; man sang einige rührende Verse aus einem Sterbeliede, und der Prediger des Ortes hielt eine kurze Rede, die Aller Herzen bewegte.

Die zwölf trauernden Mädchen umstanden weinend das Grab. Der Sarg wurde hinein gesenkt. Die Mädchen warfen ihm Blumen nach; viele Thränen sanken mit den Blumen hinab. Den Tag darauf pflanzten sie auf das Grab einen Rosenstrauch.

Der Tanz.

(Beschluß.)

Noch an demselben Tage bekam Euphrosine, die Tochter eines Buchhändlers, einen Besuch von ihren zwey Freundinnen Sophie und Lorette.

Herr Eckstein, Euphrosinens Vater, machte die drey Mädchen auf Karolinchens Schicksal aufmerksam. Sie würde noch leben, sprach er, wenn sie dem unseligen Tanze nicht so ergeben gewesen wäre. Nehmet euch an ihr ein warnendes Beyspiel. Von jeher ist mir das Tanzen zuwider gewesen.

Die gute Karoline! antwortete Euphrosine, wir haben an ihr eine liebe, aufrichtige Freundinn verloren! Aber, bester Vater, deßhalb kann man doch dem Tanzen nicht ganz gram werden.

Ein Tänzchen in Ehren,
Kann niemand wehren.

Wenn ihr Mädchen euch nur immer zu mäßigen wüßtet! versetzte Herr Eckstein. Kommt ihr einmahl ins Tanzen hinein, so treibt ihr es gewöhnlich zu bunt, und walzet und dreht euch herum, als wenn euer Körper von Stahl und Eisen wäre! Ich hätte fast Lust, dir, meine Tochter, das Tanzen ganz zu verbiethen.

O nicht doch, nicht, lieber Vater! sprach Euphrosine, die sehr gern tanzte, in einem freundlichen, einschmeichelnden Tone. Ich will schon auf mich Acht geben. Am Ende bringe ich es noch dahin, daß Sie das Tanzen liebgewinnen.

Da wärst du — ich möchte fast sagen eine Hexenmeisterinn! versetzte Herr Eckstein.

Der Vater verließ nun die Mädchen, die noch vieles über Karolinchens Tod sprachen. Wenn sie sonst zusammen kamen, pflegten sie immer mit einander zu tanzen; denn alle drey liebten dieses Vergnügen. Jetzt aber, wo Karolinchens Verlust ihnen so lebhaft vorschwebte, waren sie zu keiner frohen Unterhaltung, am allerwenigsten zum Tanzen aufgelegt.

Aber nach einigen Tagen kamen sie wieder zusammen. Jetzt athmete ihr Herz schon freyer, und sie führten frohere Gespräche.

Euphrosinens Bruder, Wilhelm, wurde herbey gerufen, und gebethen, ihnen auf dem Claviere vorzuspielen.

Wilhelm setzte sich ans Clavier, und spielte eine Sonate.

Kleiner Schelm, sagte die schalkhafte Lorette, du sollst uns nicht eine Sonate —

Gut! gut! rief Wilhelm, und fing an, ein Allegro zu spielen.

Lorette merkte wohl, daß der Schalk Spaß treiben wolle. Sie faßte ihn an beyden Ohren an und sagte: will der Monsieur seinen Spott mit uns treiben? Gleich reiß ich ihm die Ohren ab!

Grausame Laura! rief Wilhelm. Wie das Mädchen kneipen kann!

Gescheidt! gescheidt! rief Euphrosine aus. Mach keine Albernheiten, Bruder!

Schön! allerliebst! versetzte Wilhelm, die eine möchte mir die Ohren abreißen, die andere mir sogar den Verstand nehmen! Was sagst du, Sophie? Dir sieht man es gleich an, daß du die Artigste bist.

Sophie lächelte. Nun, weil du so viel von mir hälst, antwortete sie, so muß ich schon artig gegen dich seyn. Ich bitte dich, lieber, theurer Wilhelm, spiele uns einen Tanz, zuerst einen Menuet, dann einen Deutschen.

So ists recht, versetzte Wilhelm, Sophie ist und bleibt ein bescheidenes Veilchen, das ihr euch zum Muster nehmen solltet.

Wilhelm spielte nun was Sophie verlangt hatte. Die Mädchen tanzten nach Herzenslust ein halbes Stündchen lang, und beschenkten dann den kleinen Musikanten mit Blumen.

Euphrosine hatte sehr viele Anlage zu einer guten Tänzerinn. Im Tanzen übertraf sie alle Mädchen von Grünfeld. Sie begnügte sich am Ende nicht mehr mit den einfachen Tänzen, sondern erfand neue Künstliche.

Sophie und Lorette waren oft bey ihr, und versuchten dann die Tänze auszuführen, die Euphrosine sich ausgesonnen hatte.

Höret, liebe Freundinnen, sagte sie eines Tages, ich möchte meinen Vater gern durch einen Tanz erfreuen. Er feyert nach einiger Zeit seinen Nahmenstag. Wollt ihr mir behülflich seyn, so machen wir ihm an diesem Tage das Vergnügen.

Sophie und Lorette versprachen dieß. Von diesem Tage an übten sich die Mädchen in einem neuen Tanze, den Euphrosine selbst erfunden hatte. Es ging alles gut von statten, und es war zu hoffen, Herr Eckstein würde Freude darüber empfinden.

Am Nahmenstage des Vaters wurde dieser in das Zimmer geführt, wo das Fortepiano stand. Hier war ein Sitz errichtet, den man mit Blumen geschmückt hatte. Der Vater nahm Platz auf demselben.

Mit einem Mahle öffnete sich eine Seitenthüre, und es kamen die drey Mädchen, einfach, aber geschmackvoll gekleidet, heraus gehüpft, machten stumme Verbeugungen, und führten ein kleines Schauspiel auf, ohne dabey etwas zu sprechen. Am Ende desselben kamen sie mit Blumenkörben zum Vater, langten aus denselben Kränze hervor und bekränzten Herrn Eckstein.

Jetzt fing Wilhelm an, auf dem Fortepiano zu spielen, die Mädchen aber begannen den Tanz, den Euphrosine erfunden hatte. Es ging vortreflich. Der Vater hatte seine herzliche Freude daran, besonders als Euphrosine ein rothes, dünnes Tuch hervorzog, dasselbe über ihrem Kopfe hinflattern ließ, und mit ihren Freundinnen eine artige verschlungne Gruppe bildete. Diese Gruppe gefiel dem Vater so wohl, daß er zu einem Mahler, der als Zuschauer anwesend war, sagte: könnte ich zeichnen wie Sie, ich würde mir sogleich diese Gruppe mahlen!

Euphrosinen war es genug, ihrem Vater durch ihren Tanz ein so großes Vergnügen ge-

macht zu haben. Sehn Sie, lieber Vater, sprach sie, auch der Tanz kann Freude gewähren!

Am andern Tage brachte der Mahler eine hübsche Zeichnung von jener Gruppe, die dem Vater beym Tanze so wohl gefallen hatte. Herr Eckstein ließ sie unter ein Glas fassen, und hängte sie auf.

Euphrosine ist nun eine glückliche Frau. Sie tanzt nicht mehr. Aber oft sieht sie die oben erwähnte Zeichnung an, und schon mehrmals sagte sie: es waren frohe Jahre, als ich mich in der Mitte dieser Gruppe befand.

Uiber alles geht das Glück der Jugend!

Miscellen.

Auf die liebe Frau Sophia.

O! ewig, ewig Schade!
Die weise Frau hat gar zu viele — Suade.
Verstünde sie — ein wenig mehr — zu schweigen:
So würde sie den Klügern zeigen,
Daß ihr's am Kopfe nicht gebricht:
Doch sie spricht ewig — und man hört sie nicht.

Auf einen Lobredner der dänischen Sprache.

Man sollte doch bescheiden seyn, —
Und seine Sprache nicht zum — Abgott machen!
Hört Stentor nicht, wie laut die Klügern lachen?
Ich wette: spricht man nicht im Himmel ganz allein
Das Dänische; — so will er nicht hinein.

Anekdote.

Der König von Frankreich Ludwig XI. zog gern Fremde an seine Tafel, um etwas Nützliches durch ihren Umgang zu lernen. Ein reicher Kaufmann, der vorzüglich häufig an der Tafel des Königs speisete und von dem König sehr gnädig behandelt wurde, wurde dadurch so kühn, daß er sich von ihm einen Adelsbrief ausbat. Er erhielt ihn, der König aber begegnete ihm nunmehro ganz kalt und lud ihn nicht mehr zu Tische. Als er sich deshalb beschwerte, rief der König aus: „entfernt Euch, Edelmann! Als ich euch noch zur Tafel bat, sah ich euch als den Ersten von Eurem Stande an; jetzt aber müßte ich euch als Einen der Letzten desselben behandeln.“

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK HALLE

6

Die guten Kinder.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0068

Ferdinands Glück.

Freudig kam Ferdinand zu seinen Schwestern, Therese und Angelika, gesprungen. In der rechten Hand hatte er ein kleines Säckchen, in welchem sich etwas zu bewegen schien.

Schwestern, rief er aus, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt! was ich so lange wünschte, hab' ich endlich. O wie bin ich so froh, so glücklich!

Und was macht dich denn so glücklich? fragte die freundliche Therese, seine älteste Schwester.

O rathet einmal! rathet! rief Ferdinand frohlockend aus.

Sag' es uns lieber gleich, mein Brüderchen, sprach Angelika, ein kleines, herziges Mädchen, sag' es uns gleich, so brauchen wir uns nicht die Köpfe zu zerbrechen.

Ferdinand. Nein, ihr müßt rathen! nun und nimmer werdet ihr es errathen!

Therese. Das sollte doch wunderbar zugehen! Wir wollen's versuchen. Das der Bruder etwas Lebendiges im Säckchen hat, sieht man wohl. Es krabelt darin herum.

Angelika. Wenn es nur keine Kröten oder Eidexen, oder gar Mäuse sind. Fi, das wäre häßlich, da lief ich gleich davon! Ists ein vierfüßiges Thier?

Ferdinand. Das ists!

Therese. Ein Raubthier?

Ferdinand. Das nicht.

Therese. Ein Nagethier.

Ferdinand. Es gehört unter die Gattung der Nagethiere.

Therese. Ist es in Europa zu Hause?

Ferdinand. Ja.

Therese. Ißt man es?

Ferdinand. Allerdings.

Therese. Hält man sein Fleisch für einen Leckerbissen?

Ferdinand. Die Jungfer Schwester hat recht.

Therese. Wart' ich will dich schon bekommen! Hat es lange Ohren und einen kurzen Schwanz?

Ferdinand. Das schlaue Mädchen kann gut rathen!

Therese. Ists ein furchtsames Thier?

Ferdinand. So furchtsam wie ihr Mädchen.

Angelika. Ferdinand bleibt der alte Spaßvogel!

Therese. Macht man aus den Haaren dieses Thieres seine Hütte?

Ferdinand. Ich kann nicht nein sagen!

Therese. Nun so ist das Thier, das du in dem Säckchen hast, nichts anders als ein Hase.

Ferdinand. Glücklich errathen! Es ist ein allerliebstes Häschen!

Angelika. Wirklich, Brüderchen? ists wirklich ein Häschen? O laß sehen! das muß ein artiges, niedliches Thierchen seyn!

Voll Freude öffnete nun Ferdinand sein Säckchen. Seht her! seht her, das allerliebste Thierchen! rief er aus.

Die Schwestern hatten eine außerordentliche Freude, besonders Angelika, die noch nie einen lebendigen Hasen gesehen hatte. Sie streichelte und küßte das muntere, sanfte Thierchen, und konnte ihr Auge von demselben lange nicht wegwenden. Woher hast du, fragte sie, das liebe Häschen?

Ferdinand erzählte nun ihren Schwestern Folgendes:

Ihr kennt den armen Andres. Es ist ein braver Junge. Ich hab' ihm einige Mahle mein Vesperbrod gegeben, und neulich einen Groschen geschenkt. Dafür hat mich Andres so lieb gewonnen, daß er für mich ein Häschen fing und es mir zum Geschenk brachte. Das wäre sagte er, für das Gute, das er von mir erhalten hätte. Ich habe doch so wenig an ihm gethan!

Der Andres ist brav, sagte die kleine Angelika, und Therese lobte ihn auch. Es ist doch schön, bemerkte diese, wenn ein Mensch dankbar ist!

Aber auch schön, wenn man Andern Gutes thut, sagte Angelika.

Ferdinands größte Freude war nun sein Häschen. Er bauete ihm ein kleines Häuschen und wartete und pflegte es mit aller Sorgfallt. Alle Tage ging er aus, um für dasselbe Krautblätter und frisches Gras zu hohlen. Die Schwestern brachten dem niedlichen Thiere Milch, und fütterten und liebkosten es,

Glücklicher war Ferdinand niemals gewesen als jetzt. Und wenn man ihm ein ganzes Land geschenkt hätte, zufrieden und froher hätte er nicht seyn können. Er rief oft seine Kameraden zusammen, zeigte ihnen sein Thierchen, und sagte: seit dem ich das Häschen habe, fehlt mir

nichts.

Thereſe bemerkte im Scherze, das Glück ſey ein ſehr flüchtiges Ding. Ferdinand ſollte dem ſeinigen nicht trauen, ſondern oft an das Sprichwort denken:

Glück und Glas
Wie bald bricht das!

Ferdinand verſtand die Schweſter nicht, ſtreichelte ſein Häschen, und rief aus: du ſollſt immer meine Freude ſeyn!

Doch nur zu bald verwandelte ſich Ferdinands Freude in Traurigkeit. Eines Morgens beſuchte er ſein Häschen. Er fand es nicht ſo gewöhnlich munter, ſondern ſtill und traurig. Er reichte ihm Milch; es wollte nicht freſſen. Mit Einem Mahle fing es an zu zittern, wie wenn es das kalte Fieber hätte. Und wie erſchrak Ferdinand, als es plötzlich ein Paar Sprünge in die Höhe machte, und endlich todt zur Erde fiel.

Ferdinand ſchlug beſtürzt die Hände zuſammen, und in ſein Auge drängten ſich Thränen des Schmerzes. Seine Schweſtern kamen herbei, und bedauerten ihn von Herzen. Die gute Angelika, die das Häschen ſo außerordentlich geliebt hatte, weinte mit dem Bruder um die Wette.

Was hab' ich geſagt? ſprach Thereſe; du ſiehſt nun, Ferdinand, daß das Sprichwort wahr redet:

Glück und Glas
Wie bald bricht das!

Geh mir mit deiner Moral! rief Ferdinand unwillig aus, und die Schweſter wurde mäuschenſtill.

Ferdinand that das Häschen in eine Schachtel, grub in dem Garten ein Loch, und legte das Thierchen hinein. Mehrmahls ſtand er traurig auf dieſem Platze und ſagte: hier liegt meine Freude, mein Glück begraben!

Thereſens Glück.

Es währte nicht lange, ſo kam Thereſe freudig zur Mutter geſprungen, und rief frohlockend aus: liebe Mutter, unſre weiße Henne habe ich in der Scheune entdeckt; ſie ſitzt auf Eyern; gewiß brütet ſie! O das wäre herrlich; dann bekämen wir Küchelchen!

Die Mutter unterſuchte die Sache und fand, daß die Henne wirklich brüte. Weil Thereſe dieß entdeckt hatte, verſprach die Mutter, ihr eines von den Küchelchen zu ſchenken. Darüber jubelte das gute Mädchen.

Nach einer Woche waren die Eyer ausge-

brütet. Die Kinder lärmten vor Freude. Besonders waren Therese und Angelika voll Entzücken. Angelika wollte schnell eines von den kleinen Hühnchen haschen. Das wäre ihr bald sehr übel bekommen. Die Gluckhenne, die ihre Jungen sorgfältig schützte, sprang zornig auf Angelika los, und wäre ihr ins Gesicht geflogen, wenn es die Mutter nicht gehindert hätte. Angelika schrie, wie wenn sie um ihren Kopf kommen sollte.

So geht es, sagte die Mutter. Alle Thiere lieben ihre Jungen, und vertheidigen sie, wenn sie in Gefahr sind.

Ach, die dumme Henne! rief Angelika ängstlich aus.

Nein, Töchterchen, versetzte die Mutter, dumm ist sie nicht. Sie liebt ihre Kinder, das wirst du ihr doch nicht übel nehmen. Würde sie ihre Küchelchen nicht vertheidigen, so kämen sie leicht um. Du hättest die Hühnchen in Ruhe lassen sollen. Dieß merke dir für die Zukunft. Es kann dich vor Schaden bewahren. Erst vor kurzem hat sich in der Nähe der Unfall ereignet, daß ein kleiner Knabe, der sich jungen Schwänen näherte, und sie herum jagte, von dem alten Schwane übel zugerichtet und fast todt geschlagen worden ist.

Als die jungen Hühnchen einige Tage alt waren, erhielt Therese von der Mutter die Erlaubniß, sich eines davon auszusuchen.

Theresen wurde die Wahl schwer. Sie zog ihre beyden Geschwister dabey zu Rathe. Endlich wählte sie sich ein schneeweißes, mit einem röthlich gesprenkelten Halse, und nannte es Pipina.

Die Freude, die Therese über ihr Hühnchen empfand, läßt sich kaum beschreiben. Alle ihre Freundinnen mußten es sehen. Sie fütterte es mit gehackten Eyern auf das sorgfältigste. Meine Pipina, sagte sie oft, ist jetzt meine größte Freude, mein größtes Glück! Ach, wenn sie erst groß ist, und Eyer legt, und diese Eyer ausbrütet, welche Lust soll das geben!

Therese, bemerkte schalkhaft Ferdinand, vergieß das Sprichwort nicht:

Glück und Glas
Wie bald bricht das!

Therese aber meinte, bey ihr werde das Sprichwort sicherlich nicht eintreffen.

Eines Tages, als die Gluckhenne mit ihren Jungen in dem Hofe war, kam auch Therese dahin. Die Thierchen kannten sie schon, und kamen eiligst herbey gelaufen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0072

Therese sang vergnügt aus einem bekannten Liede den Vers:

Tuck, tuck, tuck, in vollem Haufen
Kommen sie daher gelaufen;
Ha! wie hüpfen groß und klein;
Keines will das Letzte seyn.

Aber auf Ein Mahl wurden die Hühnchen ängstlich. Die Glucke fing an zu locken, herumzulaufen und ihre Flügel aus zu spreiten. Die Jungen liefen zu ihr und versteckten sich unter ihren Fittigen.

Was soll das bedeuten? dachte Therese bey sich und rief ihren Bruder. Ey, sieh nur, sieh! rief Ferdinand. Uiber uns dreht sich ein Raubvogel herum. Der möchte wohl die Hühnchen speisen!

Wirklich flatterte über dem Hofe ein Hühnergeyer, der dem Hausgeflügel sehr gefährlich ist, und dieß war die Ursache, warum die Hühnchen mit der Glucke ängstlich thaten.

Therese trieb sogleich die Thierchen in eine Schoppenkammer, wo sie gewöhnlich gehalten wurden. Sieh, sagte Ferdinand, auch deiner Freude und deinem Glück droht Gefahr, du kannst nur Acht geben, daß es dir mit deiner Pipina nicht geht wie mir mit meinem Häschen!

Es währte nicht lange, so verwandelte sich auch Theresens Freude in große Traurigkeit!

Eines Morgens eilte sie zu den Hühnchen. Welches Schrecken, als sie die Schoppenkammer öffnete! Sie sah alle Küchelchen mit der Glucke da liegen — ohne Leben und ohne Kopf.

Therese that einen Schrey, und weinte bitterlich. Die Geschwister kamen herbey, und sahen das Unglück, das ein Marder angerichtet hatte. Angelika weinte mit der Schwester mit. Siehst du, sprach Ferdinand, auch bey dir ist eingetroffen, was das Sprichwort sagt:

Glück und Glas
Wie bald bricht das!

Geh mir mit deiner Moral! sprach Therese, und Ferdinand schwieg mäuschenstill.

Auf dem Platze, wo das Häschen begraben lag, wurden auch die Küchelchen mit ihrer Mutter eingescharrt. Traurig stand Therese da, und sagte: hier liegt meine Freude begraben!

Angelika's Glück.

Ihr seyd beyde recht unglücklich, sagte einmahl

Angelika zu ihren beyden Geschwistern. Dagegen bin ich recht glücklich. Ich bin immer froh, und meine Freude verdirbt mir niemand.

Du bist aber auch ein kleines Engelchen, versetzte Ferdinand, dir muß es immer gut gehen. Aber hüthe dich! du kannst wohl auch einmahl traurig werden!

Angelika erwiederte: mich wirst du nicht bald traurig sehen! Ich spiele mit meiner Puppe, und die ist immer sehr artig und fromm. Sie schreyt nicht, wenn ich sie ankleide, wasche und kämme; sie schreyt nie um Brod, Aepfel und Zuckerwerk; sie schläft gleich ein, wenn ich sie in die Wiege lege. Die Puppe ist meine wahre Freude. Nach der Puppe gefallen mir die Karten. Von diesen baue ich mir Häuser, bald groß, bald klein; Thürme, bald hoch, bald niedrig; Brücken, bald breit, bald schmal. Wenn ich nur bauen kann, dann bin ich zufrieden und vergnügt! Seht, eben will ich wieder eine Baumeisterin seyn! wollt ihr mir zusehen?

Angelika kniete nun bey einem kleinen Tischchen nieder, und fing an zu bauen. Es stand bald ein schönes Kartenhaus da. Sie sprang auf. Seht, rief sie freundlich aus, welch' ein herrlicher Pallast! Ist daß nicht eine Freude?

In der Mitte stand Therese, und lobte Angelika's Bauerey. Ferdinand, der Schalk, stand auf der andern Seite. Kommt ein Wind, sagte er, so ist dein Pallast und deine Freude dahin.

Mit diesen Worten höckte der lose Bruder nieder, und bließ nach dem Hause mit aller Gewalt.

Da bewegte sich der Kartenpallast, wie wenn er von einem Erdbeben erschüttert worden wäre, und stürzte endlich zusammen.

Ach, mein schönes Haus! rief Angelika mit freundlich traurigem Gesichte und ausgebreiteten Armen.

Da haben wir's! das arme Haus! sprach Therese. Gutes Schwesterchen, wo ist deine Freude?

Der muthwillige Ferdinand rief aus:

Glück und Glas
Wie bald bricht das!

und lief spornstreichs davon.

Ich will dem Buben nachspringen, sagte Therese, und ihm den Kopf tüchtig waschen!

Nein, nein, liebes Schwesterchen! sprach in sanften Tone Angelika. Mein schönes Haus ist wohl weg, aber Ferdinand hat mich wohl nicht ärgern, sondern nur ein Späßchen machen wollen.

Das ist gewiß! sagte Therese; er ist ein guter Junge, der wohl mitunter ein Bischen leichtsinnig ist, aber es niemahls böse meint.

Meine Freude ist dahin! sprach Angelika; aber sie soll schon wieder kommen! Ich baue mir ein neues Haus, und bin dann wieder glücklich!

Die Mutter stand in der Nähe, und sagte: liebes, gutes Kind, möchtest du immer so denken! Unglücksfälle rauben uns oft die Freude; aber glücklich der Mensch, der es versteht, sich neue Freuden zu schaffen. Lieben Kinder, seyd allezeit verständig und gut, dann wird es euch nicht an Freude, nicht an Glück fehlen!

Ferdinand, Therese und Angelika sind, was die Mutter wünschte, verständige und gute Menschen. An Freude und an Glück fehlt es ihnen nicht.

Die guten Kinder.

Goldenau's Kinder sind wahre kleine Engel. Freundlichere, herrlichere Geschöpfe kann man sich kaum denken!"

So sprach man gewöhnlich, wenn man von Goldenau's Kindern sprach. Man hatte nicht Unrecht. Es waren liebenswürdige, herzlich gute Kinder.

Die älteste Tochter hieß Emma. Sie hatte sich viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, und ihre Lehrer hatten sie sehr lieb. Aber nicht nur ihr Verstand, auch ihr Herz war gut gebildet. Sie suchte nur Freude um sich zu verbreiten. Nie war sie glücklicher, als wenn sie jemanden eine Gefälligkeit erweisen konnte. Gegen ihre Aeltern war sie voll Dankbarkeit. Was sie ihnen an den Augen ansah, that sie ihnen zu Gefallen. Nie war sie Unfolgsam, wenn Vater oder Mutter ihr etwas befahlen.

Ihre jüngere Schwester hieß Laura, ein wahres kleines Engelchen, mit einem runden, freundlichen Gesichte. Wer das gute, liebliche Kind sah, wurde ihm von Herzen gut. Mit der zärtlichsten Liebe hing die kleine Laura an ihren Geschwistern, besonders an ihrer Schwester Emma. Was diese ihr sagte, that sie gerne.

Der älteste Bruder hieß Theodor, ein kleines Männchen voll Fröhlichkeit und Schalkheit. Er machte gern Spaß, und verstand auch Spaß. Seine Schwestern neckte er gerne; aber seine Neckereyen waren unschuldiger Art, und mußten mehr gefallen als mißfallen.

Das jüngste Kind von Herrn Goldenau war Hänschen, ein drolliges, lustiges Bübchen, wenn gleich nicht so flink als Theodor. Sein Liebling war die kleine, freundliche Laura, die er gern, aus lauter Liebe, neckte.

Es war eine Lust, diese vier Kinder beysammen zu sehen. Auf die angenehmste Weise vertrieben sie sich die Zeit. Emma war die Vorleserinn. Wenn sie ein hübsches Buch bekam, rief sie ihre Geschwister zusammen, und laß ihnen daraus vor.

Theodor gab gerne Räthsel auf, und hatte seine große Freude daran, wenn seine Geschwister sie nicht auflösen konnten.

Hänschen war der Kurier der übrigen. Wer etwas hohlen lassen wollte, rief gleich ihn herbey, und schickte ihn darum. Er ließ sich dazu sehr gern gebrauchen. Seine größte Freude dabey war die, daß er sagen konnte, er sey schnell zurückgekommen.

Laura belustigte durch ihre liebenswürdige Drolligkeit die andern nicht wenig. Bisweilen begleitete sie den Bruder Hans als Kurier, aber er klagte dann gewöhnlich immer, daß er nicht recht hätte vorkommen können: Laura sey eine schwere Last für ihn gewesen. Das Schwesterchen lächelte gewöhnlich darüber, und sagte: die Last mußt du nun für immer behalten; ich bin eine Klette, die sich an dein rothes Jäckchen fest angehängt hat. Habe Geduld mit mir!

Die zwey Schwestern waren große Freundinnen von Blumen und Pflanzen. Ihr guter Vater hatte sie die meisten Pflanzen der umliegenden Gegend kennen gelehrt. Gingen sie spazieren, so waren sie auf jedes Gräschen aufmerksam, und wie sehr freuten sie sich, wenn sie eine neue Pflanze fanden! Wollte man Veilchen und Vergißmeinnichtchen haben, so mußte man nur die guten Mädchen darum ersuchen. Die wußten alle Flecke, wo diese Blümchen am schönsten und in Menge zu finden waren.

Die Aeltern schenkten ihnen in ihrem Garten ein Paar Beete, und machten ihnen dadurch eine außerordentliche Freude. Sie pflanzten auf denselben die schönsten Blumen.

Emma hatte die Rosen sehr gerne. Aber gerade an Rosen fehlte es in dem Garten der Aeltern. Man hatte zwar mehrmahls Rosenstöcke darein gepflanzt, sie waren aber allezeit zu Grunde gegangen. Wenn daher Theodor oder Hänschen irgend wo ein Röschen bekamen, so brachten sie es immer ihrer lieben Emma, und wußten schon im voraus, daß sie ihr dadurch eine große Freude machen würden.

Eines Jahres feyerte Laura ihren Geburtstag. Emma wollte ihr, außer andern kleinen Geschenken, auch mit einigen Rosen eine Freude machen, und bath daher die Brüder Theodor und Hänschen, ihr Blumen dieser Art zu verschafen.

Das kann ich nicht! sagte Theodor.

Das kann ich nicht! sprach auch Hänschen.

Das kann ich nicht! das kann ich nicht! rief Emma. So könnt ihr doch auch gar nichts in der Welt, ihr Buben! Wenn man euch am nöthigsten hat, seyd ihr nicht zu haben.

Fräulein Schwester, versetzte Theodor, nicht gar so laut und ungestüm! Das Schelten steht niemanden weniger an als den Mädchen. Die müssen hübsch still, sanft-, artig, bescheiden, demüthig, fromm, ꝛc. ꝛc. seyn!

Ey, mit deinem ꝛc. versetzte Emma. Du bist ungefällig, und Hänschen ist nicht besser!

Du schimpfst nicht, rief Hänschen, oder ich hohle meine Flinte, und meinen Säbel, und es geht unter uns zu, wie bey Jena!

Du kleiner Barbar! rief Emma aus. Dich sote man nach Sibirien auf den Zobelfang schicken!

Laura kam dazu. Es entstand ein tüchtiger Streit, und das drollige Hänschen sprang wirklich hin, um seinen Säbel und seine Flinte zu hohlen. Die Mädchen nahmen die Flucht.

Theodor, sagte Hänschen, als er bewaffnet zurük kam, das war doch nicht unser Ernst, nicht wahr?

Ey bewahre, ich wollte nur ein Späschen machen antwortete Theodor. Ich bin den Schwestern von Herzen gut.

Ich auch, sprach Hänschen, und es wurde mir schwer, militärisch mit ihnen zu sprechen.

Das wollen wir schon wieder gut machen, sagte Theodor, und zog Hänschen bey Seite.

Die Schwestern hatten indeß für Ernst genommen, was nur im Scherze gemeint war.

So hab' ich unsre Brüder noch nie gesehn! sprach Emma.

Ich auch nicht, versetzte Laura. Das trotzige Hänschen thut ja so husarenmäßig, daß man hätte davon laufen mögen. Böse mögen sie es wohl nicht gemeint haben!

Die Schwestern liefen viel herum, um Feldblumen zu suchen. Ermattet kamen sie wieder. An einer kleinen Anhöhe setzten sie sich unter einem Baume nieder. Beyde schlummerten ein.

Es mußte sich treffen, daß Theodor die

Schlummernden entdeckte. Er lief schnell hin und rief seinen Bruder herbey. Komm hurtig sagte er zu ihm, und laß uns die guten Schwestern überraschen!

Theodor hatte heimlich sich viele Rosen zu verschaffen gewußt. Er legte sie in ein saubres Körbchen, und eilte mit dem kleinen Bruder fort.

Als sie in die Nähe der schlummernden Schwestern kamen, traten sie ganz leise auf. Still', nur still! lispelte Theodor, und legte den Zeigefinger der linken Hand an seinen Mund. Still', daß sie nicht aufwachen!

Hänschen war von dem Anblick der schlafenden Schwestern so begaubert daß er hastig mit einer Hand nach dem Blumenkörbchen griff um die Schwestern mit Blumen zu überschütten

Doch Theodor zog das Körbchen zurück. Sachte! sachte! lispelte er. Laß mich nur machen, Hänschen!

Der lieblich schlummernden Laura wurden nun einige Blumen an die Brust gesteckt; die schönste Rose bekam Emma.

Theodor und Hänschen schlichen jetzt hinter den Baum, und hielten sich ganz still. Die Schwestern erwachten. Welche Freude, als sie die Rosen erblickten!

Wer hat das gethan? sagte Laura. Woher die Blumen?

Das haben die Brüder gethan! sprach Emma; niemand anders als sie!

Jetzt traten Theodor und Hänschen unter dem Baume hervor, und überreichten mit freundlichen Worten den Schwestern das Körbchen mit Rosen.

Wie angenehm wurden Emma und Laura überrascht! Sie fielen den Brüdern um den Hals. Ihr seyd gut! ihr seyd brav! riefen sie, und herzten und küßten die Brüder.

Alle tummelten sich noch in Gottes freyer Natur herum sammelten Feldblumen und kehrten dann vergnügt nach Hause.

Auf diese Weise lebten die vier liebenswürdigen Kinder. Innig liebten sie sich bis in den Tod. Seyd ihnen gleich, ihr lieben Leser und Leserinnen! Seyd gefällig, freundlich, friedliebend, dankbar und gut. Dann lieben euch vele redliche Menschen, und die Jahre eurer Jugend verflißen euch froh und glücklich!

(Ende des ersten Bandes.)

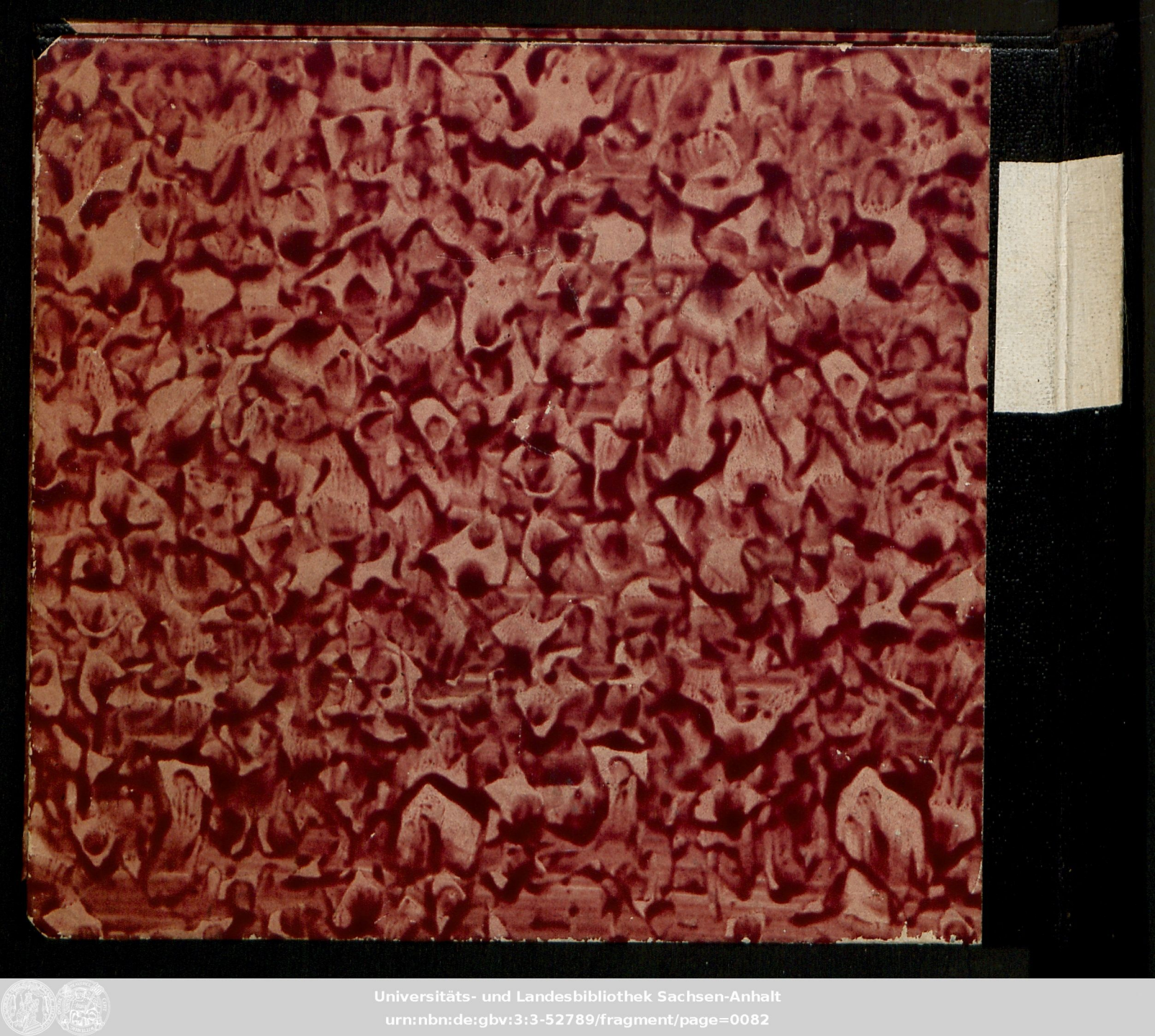
Gc 3331 i/20

ULB Halle 3
003 148 777

nur im Ls zu benutzen!
f

Paul Friedrich
Buchbindermeister
Merseburg a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0081



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0082

Die glückliche Jugend;

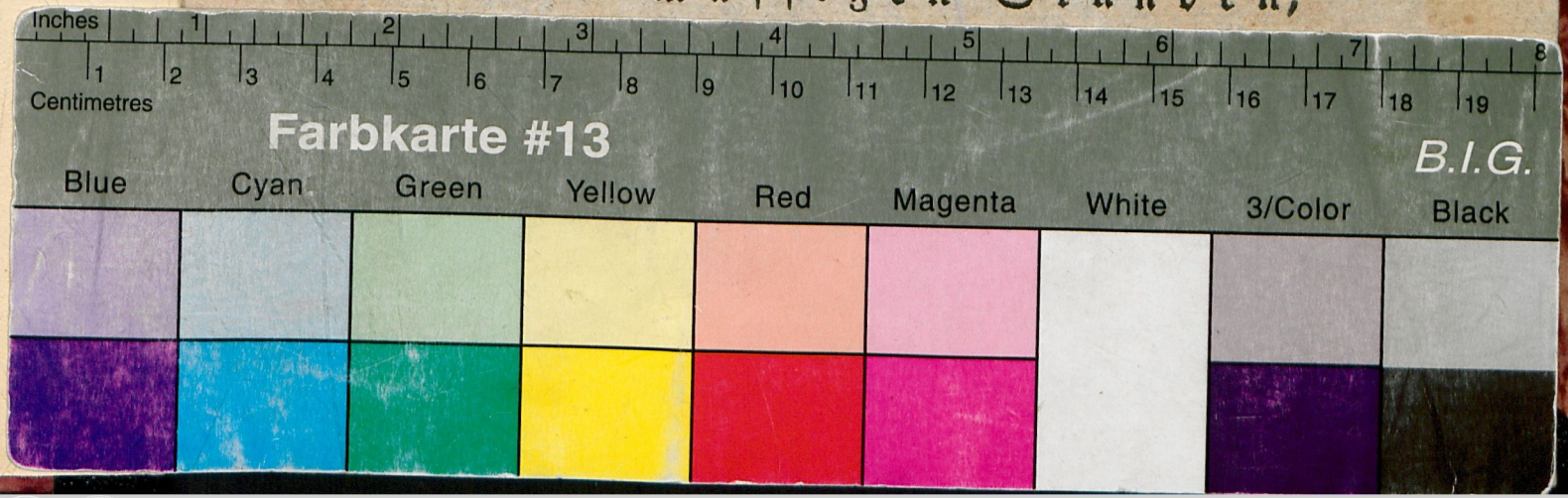
dargestellt

in Bildern und daher abgeleiteten Erzählungen.

Ingleichen:

Nutzbarer Zeitvertreib

der müssigen Stunden,



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52789/fragment/page=0083